

9. Feb. 12.03.16 RES008_UFZ- Soziologin_Sigrun_Kabisch

Ich bin Holger Klein und heiÙe euch willkommen zum Forschungspodcast der Helmholtz-Gemeinschaft.

Resonator Ich rede mit Professor Sigrun Kabisch, die ist Leiterin des Departments für Stadt- und Umweltsoziologie am Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung in Leipzig.

Guten Morgen.

Guten Morgen.

Worum geht es hier?

Hier am UFZ, dem Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung, das also im Kurztitel UFZ trägt.

Unteroffizier.

Nein, nein, um Gottes Willen.

Umweltforschungszentrum.

Hier geht es darum, wie wir mit unseren natürlichen Ressourcen umgehen und vor allen Dingen, wie die Menschen damit umgehen, wie sie Ressourcen verbrauchen, wie der Ressourcenverbrauch gesteuert werden kann und wie wir unsere Lebensbedingungen nachhaltig entwickeln können.

Und insbesondere, was meiner Perspektive ist, zu sagen, dass wir diese sozialwissenschaftliche Perspektive stärken.

Also ich bin Sozialwissenschaftlerin.

Was ja ungewöhnlich ist, wenn wir über Grundlagenforschung reden, oder?

Ja, das ist, naja, etwas ungewöhnlich, aber auch heute auch nicht mehr so sehr ungewöhnlich.

Das war in den Anfangsjahren, als das UFZ gegründet wurde, vor mehr als 20 Jahren, sicher ein Novum, weil das auch eine Neugründung eines großen Forschungszentrums war.

Wo aber von vornherein gleich auch sozialwissenschaftliche Aspekte mit eingeordnet worden sind.

Denn was nützt die gesamte Grundlagenforschung auf naturwissenschaftlicher Ebene, wenn sie erstens nicht sozial akzeptiert ist, zweitens ökonomisch nicht finanzierbar ist und drittens nicht in juristische Rahmensetzungen hineinpasst?

Ja, man muss ja auch wissen, für wen man es macht.

Das ist genau die Frage der Adressaten.

Also das heißt, wer möchte denn, wer fragt denn unsere Ergebnisse nach?

Und dabei komme ich wieder zurück auf Ihre Ausgangsfrage.

Also was macht man denn hier?

Hier betreibt man vor allen Dingen anwendungsorientierte Grundlagenforschung, so nennen wir das.

Also das heißt, Naturwissenschaftler beforschen hier Kontaminationen von Boden, Wasser, Luft oder Fragen der Biodiversität und deren Beeinflussung

durch Klimawandelprozesse oder Fragestellungen des Wassers, der Wasserverfügbarkeit, der Wasserknappheit.

Und vor allen Dingen sind das Fragestellungen, die bei Weitem nicht nur im deutschen oder mitteldeutschen Raum untersucht werden, sondern international sind wir aufgestellt.

Und das ist das Spannende an dieser Thematik hier.

Sie gehören auch zu den Grundlagenforschern, die sich nicht vor dem Stammtisch dafür rechtfertigen müssen, dass sie den ganzen Tag nur Geld ausgeben und nichts dabei rauskommt.

Naja, wir müssen natürlich am Stammtisch immer sehr gut begründen mit vor allen Dingen eingängigen Argumenten, warum wir das hier betreiben.

Denn ein Wissenschaftler beschäftigt sich ja durchaus auch mit Fragestellungen, die zum einen sehr praxisrelevant sind, das ist unser Auftrag hier und auch gesellschaftlich sehr relevant.

Zum anderen hat man aber als Wissenschaftler auch die Aufgabe weiterzudenken.

Und denken Sie daran, viele Nobelpreisträger bekommen einen Nobelpreis für eine Forschung, die 20, 30 Jahre zurückliegt.

Ein Kollege von Ihnen sagte mir kürzlich auch in dem Rahmen hier, manchmal muss man halt nach Indien fahren, um Amerika zu entdecken.

Ja, und ich nenne das der Prophet im eigenen Land gilt wenig.

Das ist ja auch ein sehr bekanntes Sprichwort.

Wenn wir hier im Zusammenhang mit verschiedenen Fragestellungen sowohl im

Hause mit anderen Wissenschaftlern als auch mit dem einen oder anderen Praktiker uns unterhalten, dann ist nicht immer die Überzeugung sofort vorhanden.

Aber wenn man dann in ein anderes kulturelles Gebiet geht und dort seine Vorstellungen präsentiert und auch seine Vorschläge für Lösungen, dann trifft man auf offene Ohren.

Übrigens sagen uns das auch unsere Kollegen in anderen Ländern.

Ich sagte ja, dass wir sehr stark auch international aufgestellt sind.

Seit vielen Jahren sind wir in Lateinamerika unterwegs.

Also schon seit Anfang der 90er Jahre habe ich dort Forschungskontakte.

Und sie berichten genau das Gleiche.

Also mit diesem Propheten im eigenen Land.

Ja, wenn dann ein Ausländer kommt und genau das gleiche Problem entfaltet und dann die entsprechenden Lösungsvorschläge unterbreitet, dann ist die Aufmerksamkeit viel größer, als wenn das ein Kollege aus dem eigenen weiß.

Auch wenn man das einmal gemerkt hat, da kann man dann ja auch irgendwie so Geheimpläne schmieden.

Er ruft doch mal die Regierung an und sagt du mal, du hättest von draußen gesehen.

Das ist dann ein Problem.

Machen Sie sowas?

Natürlich, so wird das auch gemacht.

Na klar.

Ja, natürlich.

Aber das sind so Erfahrungen, die man im Laufe seines Wissenschaftlerlebens sammelt.

Und wir sind eben so gestrickt.

Und warum soll man dann sich nicht aus solcher kleinen Hilfsmittel bedienen?

Sie sagten gerade, Sie müssten sich vor dem Stammtisch auch rechtfertigen, warum Sie das hier tun.

Warum tun Sie das hier?

Zunächst erst einmal bin ich Wissenschaftlerin mit Leib und Seele und schon seit vielen Jahren.

Und ich bin neugierig.

Als Wissenschaftlerin muss man neugierig sein.

Das ist also ein ganz zentrales Charaktermerkmal.

Und man muss mit offenen Augen durch die Gegend laufen und muss sehen, dass viele Dinge nicht gut laufen, so wie sie bei uns gehandhabt werden oder wie sie sich entwickeln.

Und es gibt immer wieder neue Herausforderungen, neue Fragestellungen, neue Probleme, die auf der Tagesordnung stehen.

Und die ja dann für unser Alltagsleben von Wichtigkeit sind.

Und ich glaube, dass wir da mit unserer Arbeit hier einen gewissen Beitrag leisten können im Hinblick auch dahingehend, dass wir mit unseren Ergebnissen mancher Diskussionen versachlichen können, dass wir manche Probleme auch wirklich lösen können oder zumindest Hinweise geben können für Lösungen oder Empfehlungen geben können für Lösungen.

Und mir geht es also sehr darum zu zeigen, dass die Fragestellungen, mit denen wir uns hier unter diesen Umweltbedingungen beschäftigen, dass das ja komplexe Fragestellungen sind.

Also die Regel ist, wenn man ein Problem hat, ist es nun Wasserknappheit oder ist es Bodenverschmutzung oder ist es eben der demografische Wandel, dann können Sie nicht eine Person hinsetzen, einen exzellenten Wissenschaftler und der findet dann die Lösung des Problems, sondern in der Regel sind das immer sehr, sehr komplexe Fragestellungen, an denen man sich beschäftigt.

Auch wenn es schlicht hinter einer einzigen Frage oder wenn nur einfach nur eine einzige Frage gestellt worden ist.

Und wenn man dann genauer in die Problematik hineinsteigt, dann merkt man, dass viele, viele Verbindungen, Überschneidungen, Überlagerungen existieren.

Und das macht das Spannende aus hier bei der Arbeit in diesem Hause.

Wir sind also neben Sozialwissenschaftlern viele, viele Naturwissenschaftler und es ist eine relativ große Offenheit hier zu finden hinsichtlich der gemeinsamen Diskussion und der gemeinsamen Suche nach Lösungen oder Zugängen überhaupt, um sich mit einem Problem zu beschäftigen.

Und das unterscheidet uns in mancher Hinsicht schon von der Universität, die wesentlich stärker disziplinar organisiert ist.

Was forschen Naturwissenschaftler, wenn sie am demografischen Wandel forschen?

Also bei Sozialwissenschaftlern kann ich mir das vorstellen.

Also wie entwickeln sich die Städte, wo sollte ich vielleicht aufhören Häuser zu bauen?

Oder sowas.

Aber was machen die Naturwissenschaftler da?

Ich weiß, ich müsste das einen Naturwissenschaftler fragen.

Ja, aber in unserer Forschungsgruppe haben wir auch Naturwissenschaftler.

Und es gibt ja auch nicht nur den Naturwissenschaftler, genau so wenig wie es nur den Sozialwissenschaftler gibt.

Es gibt ja sehr, sehr unterschiedliche Disziplinen.

Und in unserem Zusammenhang, also der Stadtforschung, die sich mit demografischen Fragen beschäftigt, haben wir beispielsweise Kollegen eingebunden, die sich mit Wasserver- und Entsorgungsanlagen beschäftigen.

Und wie die Fragestellung ist, wie solche Anlagen strukturiert werden können, dass sie den veränderten Bedürfnissen der Menschen entsprechen.

Das heißt also nicht, dass jetzt die einen mehr oder weniger wollen, sondern schlichtweg, es gibt weniger Menschen, es gibt mehr ältere Menschen.

Und die konstruierten Anlagen, zum Beispiel Abwasseranlagen, sind viel zu groß.

Und die Frage ist, wie können die umgebaut werden?

Können aus zentralen, dezentralen Anlagen gebaut werden?

Wer bezahlt das?

Wie passt das in diese juristische Regelung hinein?

Und vor allen Dingen auch, und dann kommen die Naturwissenschaftler, gerade solche Kollegen wiederum auf uns als Sozialwissenschaftler zu, und fragen, ja bitte helft uns doch, wie wir denn solche guten Konzepte, die wir erarbeiten, mit den Betreibern, zum Beispiel Wasserwerke, kommunaler Wasserwerke, in eine gesamtheitliche Stadtentwicklungsstrategie einbinden können.

Es gibt ja Stadtentwicklungskonzepte, wird ja immer wieder weiterentwickelt, im Zusammenhang mit Schrumpfung und mit anderen Entwicklungsstrategien.

Und dann haben wir aber beispielsweise die kommunalen Wasserwerke, dann haben wir Energieversorger, das sind ja alles einzelne, alleinstehende, große Unternehmen.

Und dass man da unbedingt zusammenarbeiten muss im Rahmen von Stadtplanung.

Das ist selbst diesen Unternehmen nicht immer unbedingt klar.

Vielleicht ist es ihnen klar, aber nicht unbedingt zwingend notwendig, weil sie ja eine Institution sind, eine wirtschaftlich arbeitende Institution darstellen, die zunächst erstmal auf ihre eigene Wirtschaftlichkeit zu schauen hat.

Und dann aber auf solche Fragestellungen, ja, wie reagiert denn die Stadt insgesamt, Stadtplanung auf mögliche Veränderungen im Zusammenhang mit demografischem Wandel, also Bevölkerungsentwicklung, Bevölkerungsveränderung, Haushaltsstrukturelle Veränderung und so weiter.

Und die Anspruchnahme eben dieser Leistungen, die diese Unternehmen anbieten, dass man sich da zusammen an einen Tisch setzen muss und vielleicht auch mal die eine oder andere Strategie aus wirtschaftlicher Perspektive überdenken muss.

Denn wir wissen ja, dass solche Anlagen auf eine sehr lange Zeit, auf einen sehr langen Zeitraum gebaut worden sind.

Ja, die werden ja nun nicht alle zwei, drei Jahre verändert, sondern das sind ja riesige Investitionen auf 20, 30, 40 Jahre hin geplant.

Das bedarf dann schon entsprechender Denkprozesse und guter Argumente und wiederholter Diskussionen und Überzeugungskraft, sodass eben dann auch Veränderungen insgesamt eintreten können.

Ist das eigentlich schwierig?

Also gerade das Thema Kläranlage, also wenn ich mich so umgucke, was da teilweise für absurd überdimensionierte Anlagen irgendwo aufs platte Land gebaut worden sind vor, keine Ahnung, zehn Jahren?

Nee, vor 20 Jahren, ja, also nach der Wende.

Hätte man es damals schon wissen können?

Oder haben genau Sie gefehlt, um zu sagen, hier Leute, vielleicht denkt ihr nochmal frisch nach?

Naja, wir waren ja auch generell sehr.

Also diese Entwicklungen nach der Wendezeit haben uns ja alle überrollt und es gibt ja keine Blaupause oder irgendwelche Rezepte oder Erfahrungen.

Ja, gerade wenn es um Menschen geht, die verhalten sich viel zu irrational.

Naja, eigentlich, nee, das würde ich gar nicht so unterstreichen, dass sich Menschen irrational unterhalten, sondern die verhalten sich sehr rational.

Nämlich die machen genau das, was in einem bestimmten Umfeld an Möglichkeiten für sie vorhanden ist.

Also wenn nach der Wende eben keine Arbeitsplätze mehr vorhanden sind, rabiart plötzlich der Arbeitsmarkt leergefegt wird hinsichtlich Arbeitsplätze, dann gehen die Leute dorthin, wo sie ihr Leben absichern können, also wo sie einen Job finden.

Ja.

Klar, also gehen weg.

Und insbesondere Junge und gut Ausgebildete waren ja diejenigen, die in den prosperierenden Regionen in Westdeutschland dann jetzt noch diese Stabilisierungseffekte ausprägen und die Rente der Älteren.

Stabilisierungseffekte?

Ja, in den Großstadtreionen, um Hamburg, im Rhein-Main-Gebiet, in München, Stabilisierung und Wachstumseffekte.

Wir haben ja in diesen Großstädten nach wie vor Wachstum und nicht Schrumpfung, der sehr eng mit dem demografischen Wandel zusammengebracht hat.

Und das Wachstum in diesen, man nennt die glaube ich Metropolregionen, oder?

Das wäre nicht möglich, wenn nicht die gut ausgebildeten Leute aus den strukturschwachen Regionen abwandern würden dahin?

Na sicher ist das nicht nur ein Faktor, nicht nur ein alleiniger Faktor, aber ein wesentlicher Faktor.

Natürlich, wenn junges kreatives Potenzial zuwandert, dann hat man...

Okay, es bedingt sich so rum.

Also die kommen und lösen da was aus.

Also es ist nicht so, dass die...

Natürlich.

Die lösen wirtschaftliche Effekte aus, die lösen Konsumeffekte aus, die lösen Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt aus, auf dem Kulturmarkt lösen sie entsprechende Nachfrage aus und so weiter.

Da entwickelt sich der gesamte Prozess der Stadtentwicklung in solchen Metropolregionen weiter.

Aber eben nur in solchen Regionen, wo eine gewisse Konzentration und Ballung von Menschen vorhanden ist.

Allerdings ist da natürlich auch demografischer Wandel, um wieder auf das Thema zurückzukommen, feststellbar.

Denn die vorhandene Bevölkerung altert ja durchaus auch.

Aber es kommt eben nicht zu so einer massiven Schiefelage, als in solchen Regionen, in denen die jungen Leute abgewandert sind.

Ja, also da kommt ja nichts nach.

Und man muss auch immer bedenken, dass diese Großstadtregionen, wir haben

ja auch beispielsweise Leipzig, hat ja jetzt im Moment eine Stabilisierung auch erreicht und keine Schrumpfung mehr, es wächst sogar in den letzten zwei Jahren.

Das heißt, es sind 10.000 mehr Menschen zugewandert als abgewandert.

Es gibt ja immer eine Bewegung.

Sind die jung oder sind die alt?

Das sind eben junge Menschen.

Sind es immer junge Menschen, die zuwandern?

Überwiegend sind es junge Menschen.

Aber wir beobachten durchaus auch Wanderungsströme von mittelalterlichen und älteren Bevölkerungsschichten.

Wie alt ist Mittelalt?

Zwischen Jung und Rente.

So in diesem Alter.

Altersgruppe würde ich sagen.

Okay, dann anders.

Wie alt sind junge Zuwanderer?

Also was bezeichnen Sie als jung?

25, 20, 30?

Ich würde das nicht an einer einzelnen Zahl festmachen, sondern das sind Menschen, die entweder zum Studium nach den Zielorten ziehen, zur Ausbildung, zum Studium oder nach dem Studium einen interessanten Arbeitsplatz finden.

Also wenn man das dann festmachen will, an einer Zahl so zwischen 20 und 30, so in dieser Größenordnung oder bis 35.

Also das Potenzial, was man als junges, kreatives Potenzial bezeichnet.

Ich möchte aber trotzdem an dieser Stelle auch sagen, Arbeitsgruppen, die über der 35 liegen, sind durchaus auch sehr kreativ.

In einer anderen Art kreativ.

Sind die immer noch so mobil?

Ich merke das an mir selbst.

Ich bin mit Ende 20 aus meiner Heimatstadt Köln weggezogen, nach Berlin, Großstadt und so.

Und zwischenzeitlich habe ich dann ein paar Jahre in Frankfurt am Main gelebt.

Und mittlerweile denke ich mir, hoffentlich muss ich nicht nochmal weg.

Genau.

Also ich bin jetzt 43.

Das fängt langsam an, dass ich denke, nee.

Also irgendwann will man seinen Lebensmittelpunkt doch mal bestimmen und

auch festhalten.

Das hängt dann auch mit der Fragestellung zusammen, kann ich dann eine Familie gründen?

Also kann ich auch mal über Kinder nachdenken?

Und auch, wo habe ich dann eine feste Karriere?

Ja, ich will ja nicht ständig hopsen, von einem zum anderen.

Von vorne anfangen, ja.

Das hängt natürlich auch mit dem Einkommen zusammen.

Dann möchte man sich auch hinsichtlich seiner Wohnumgebung festsetzen.

Oder dann möchte man auch sein soziales Netzwerk beibehalten und stärken.

Und wiederum, wenn wir jetzt zum demografischen Wandel dieses Thema immer wieder einfangen, zunehmend wird ja auch wichtig, dass die Frage der familiären Netzwerke eine Rolle spielen.

Kontakte zu den Eltern, zu den Großeltern.

Und das beidseitig.

Also nicht nur, dass die Jungen, so heißt es ja häufig, Jungen müssen sich dann um die Alten kümmern.

Oder Älteren und Alten.

Wir beobachten auch, dass zunehmend, dass auch ein Vis-a-vis-Unterstützungsnetzwerk erforderlich ist und zunehmend gestärkt wird.

Also dass auch die Älteren die Jungen unterstützen.

Sprich, Oma passt aufs Kind auf.

Zum Beispiel, ja.

Wir hatten vorhin das Thema, dass die jungen Leute abwandern in andere Regionen.

Es gibt jetzt bei uns auch Tendenzen, dass Jüngere wieder zurückkommen, sogenannte Rückkehrer, dezidiert mit der Maßgabe, sich eben um Eltern oder Großeltern zu kümmern, aber eben umgedreht auch von denen Unterstützungsleistung zu erfahren.

Und wenn die Jungen ausgezogen sind, dann ziehen die Älteren nicht in kleinere Wohnungen, weil es vermeintlich dann preiswerter ist und so weiter.

Es gibt natürlich auch andere Beispiele, aber wir finden eben auch solche Beispiele.

Und das passt jetzt sehr gut dazu.

Dann wird eben nicht umgezogen in eine kleinere Wohnung, sondern dann wird das frühere Kinderzimmer jetzt zum Enkelzimmer.

Ja.

Oder zum Gästezimmer.

Sodass man da so einen gewissen Austausch auf dieser familiären Ebene hat.

Das ist also diese eine Perspektive.

Und natürlich eine andere Perspektive ist, dass die familiären Netzwerke massiv ausdünnen, weil weniger Kinder geboren werden oder weil gar keine Kinder geboren werden.

Und dann sind überhaupt keine Netzwerke mehr da, keine familiären Netzwerke, Unterstützungsnetzwerke.

Also das ist dann das andere Extrem.

Ich habe das eine Extrem skizziert und das andere Extrem ist eben so, dass dann solche Netzwerke überhaupt nicht existieren.

Und da müssen wir uns über neue Formen der Unterstützung unterhalten.

Was für Formen?

Naja, dass so im nachbarschaftlichen Engagement da neue Unterstützungen entwickelt werden beziehungsweise überhaupt so diese Nachbarschaftsbeziehungen eine Rolle spielen.

Denken Sie an die ganze Daseinsvorsorge, die ja natürlich auch ausdünn, wenn Menschen weggehen aus bestimmten Regionen.

Und wir müssen überlegen, wie wir dann Entwicklungen unterstützen können, bis dahin, dass es neue Arbeitsfelder gibt, richtig auf dem Arbeitsmarkt, auch bezahlte Arbeitsfelder entstehen.

Ja klar, was nutzt mir die Zuwanderung nach irgendwo hin, wenn ich da meinen Lebensunterhalt nicht sichern kann?

Naja, und wenn ich eben keine soziale Infrastruktur habe, keine Unterstützungsnetzwerke habe.

Unterstützung heißt immer bei uns so, ja, das sind die Älteren und die Alten, die

müssen gepflegt werden oder so etwas.

Das ist viel zu kurz gegriffen.

Das ist vielleicht eine Komponente.

Aber sehen Sie, viele jüngere Leute, die Volltime arbeiten, Vollzeit arbeiten.

Die weibliche Perspektive wird immer stärker auf dem Arbeitsfeld, was natürlich sehr, sehr zu unterstützen ist und ganz toll ist.

Aber trotzdem hat man ja einen Haushalt.

Wer unterstützt uns im Haushalt?

Und solche Leistungen auch entsprechend zu gotieren, also das heißt, sie nicht bloß so etwas verschämt zu verstecken, also die frühere Putzfrau.

Ich arbeite nicht, ich bin nur Hausfrau.

Genau, ich bin nur Hausfrau oder ich gucke mal so, ob ich da nicht irgendwo eine Hilfskraft bekomme oder nicht und die finde ich ganz schlecht und wie mache ich das und melde ich die an, melde ich die nicht an und so weiter.

Also das ist so etwas noch, zumindest in Ostdeutschland unter den Schichten, also mittleren Schichten, wir reden ja nicht hier von sehr reichen, noch etwas Ungewohntes und Verschämtes.

Aber dass das auch eine Notwendigkeit ist, die wir zukünftig brauchen, um dieses Potenzial, was uns hier zur Verfügung steht, an Menschen, an gut qualifizierten Menschen und insbesondere an Frauen auch zu nutzen, zu heben, dazu brauchen wir auch entsprechende Dienstleistungen.

Und dieser Sektor muss noch weiter gestärkt werden und muss auch anerkannt

werden und muss auch entsprechend bezahlt werden.

Können wir das überhaupt durch irgendwelche Maßnahmen von außen?

Also weil eigentlich geht es doch, hatten Sie ja schon gesagt, um die Akzeptanz durch eben die Menschen, die sich dann in der Haushaltshilfe einstellen.

Also was machen Sie da?

Machen Sie dann Werbekampagnen?

Nehmt euch Putzfrauen, es tut nicht weh?

Oder wie muss ich mir das vorstellen?

Es geht jetzt hier nicht um Werbekampagnen.

Das ist ja auch nicht mein Job.

Sondern mir geht es darum, auch hier die Diskussion zu versachlichen und aufzuzeigen, dass das schlichtweg auch eine Notwendigkeit ist, wenn wir auf der einen Seite dem Grafiegipfel der Bundesregierung, Heben von allen Potenzialen auf dem Arbeitsmarkt, also alle diese Stichworte, die wir ja kennen, dann brauche ich auch entsprechende Bedingungen, Rahmenbedingungen.

Und das fängt beim Kindergarten und der Vollzeitbetreuung von Kindern mit entsprechenden hochqualifizierten Angeboten an und geht weiter über die Haushaltsversorgung.

Und das muss in die Köpfe rein.

Das muss erstmal offen auch so diskutiert werden.

Und auf der einen Seite sind das eben Möglichkeiten von Arbeitsplätzen

hinsichtlich Haushaltshilfe.

Und auf der anderen Seite sind das auch Möglichkeiten, die generell mit sozialen Angeboten in der Stadt zusammenhängen.

Also wenn sie da eben von der Arbeit kommen und dann abends auch wo hingehen zum Essen, unproblematisch, dass sie nicht erst noch kochen müssen zu Hause, oder auch andere Reinigungsmöglichkeiten oder sonst irgendwas.

Das ist mobile Dienste, die angeboten werden müssen.

Also da ließe sich eine Menge an alltags erleichternden Möglichkeiten denken.

Und darüber müssen wir diskutieren und müssen auch unkonventionelle Vorschläge machen.

Und mir geht es vor allen Dingen darum, das auch anzuerkennen als eine notwendige Arbeit, die die Gesellschaft, die unsere entwickelte Gesellschaft braucht.

Wenn wir hier über neue Lebensstile reden, über neue Haushaltsformen, alles auch unter der großen Überschrift des demografischen Wandel, dann sind solche Rahmenbedingungen, die den Alltag mitbestimmen, wichtig und zu akzeptieren und durchaus auch eben in die Öffentlichkeit zu bringen.

Was sind das für unkonventionelle Vorschläge, von denen Sie da gerade gesprochen haben?

Naja, ich meinte eben das, was ich jetzt sage.

Also Haushaltshilfe und Essen gehen und Lieferdienste, das ist ja relativ normal.

Das kennt man zumindest aus dem großstädtischen Milieu.

Was wäre jetzt unkonventionell?

Ja, aber da sind wir doch schon bei dem Stichwort, das Sie jetzt im Mund geführt haben.

Das ist für Großstädte selbstverständlich.

Warum eigentlich nur für Großstädte?

Warum ist das nicht für Mittelstädte und Kleinstädte genauso selbstverständlich?

Und da sind aber noch so Denkprozesse und traditionelle Lebensformen, die, was ich vorhin meinte, mit etwas verschämt.

Also ist noch nicht ganz so.

Wenn man auf dem Land wohnt, das bestelle ich mir doch keine Pizza, das mache ich mir schnell selber.

Genau.

Wenn dann der Pizzaservice vor der Tür steht.

Also das sind dann so Dinge, die auch über die Nutzung des Internets, heutzutage ist ja vieles möglich.

Kann man also viele Informationen, Bestelldienste und so weiter sich heranholen.

Aber aus meinen Beobachtungen und Recherchen und Untersuchungen möchte ich auch immer ein bisschen so davor warnen, zu glauben, dass jetzt alle Welt sich mit dem Internet auskennt und das Internet auch schätzt und das nutzen kann.

Also wenn ich an meine Elterngeneration denke, das ist völlig ausgeschlossen.

Also wir dürfen bei aller Euphorie auch nicht vergessen, dass unsere Gesellschaft doch sehr, sehr differenziert ist. und das Wissen, der Umgang mit Technik, die Angst vor Technik, Nutzung und das Eingeübte, was man im Kindesalter gelernt hat und wo man glaubt, das hast du jetzt für dich, für deinen Lebensabend gut eingeprobt und so machst du das.

Da neue Akzente zu setzen, ist mit Sicherheit nicht in der gesamten Bevölkerung möglich, sondern immer nur für einen bestimmten Teil der Bevölkerung.

Um wen sollte man sich da als erstes kümmern?

Gibt es irgendwie so eine, ich sag mal so eine, wie nennt man das, so eine soziokulturelle Avantgarde, die der Vorreiter sein muss, um alle anderen mitzuziehen?

Es gibt mit Sicherheit eine Avantgarde, wir nennen das Pioniere, Pioniere, Raumpioniere oder eben Pioniere im weitesten Sinn, die in verschiedensten Lebensumständen, die sich, ja, wieder sind wir bei den unkonventionellen Ideen, zutrauen und dann eben sagen, ich organisiere mir das jetzt und versuche da so zu überleben oder vielleicht eine neue Lebensstrategie mir aufzubauen, die dann ausstrahlen können, aber natürlich immer ohne Garantie.

Das heißt, Sie können die nicht vorher schon identifizieren und sagen, so die sind es, die müssen wir fördern, sondern die poppen plötzlich auf und die Sozialwissenschaftler sagen, huch, mit denen haben wir gar nicht gerechnet?

Naja, wir sprechen ja zum Beispiel über dieses kreative Potenzial in Städten, ja, also junge Leute, junge Künstler im kreativen Milieu, die eben Grafik, Medien, die Aufwertungskarawane, genau, die dann in, wo auch zum Beispiel, wie hier in Leipzig so steht, bestimmte Gelegenheiten bieten, also Räumlichkeiten zum Beispiel, niedrigpreislich, wenn man viel Leerstand hat, kann man sowas machen, kann man sich das leisten und kann damit auch bestimmte Leute anziehen, im Sinne von anlocken und das macht natürlich dann Spaß und dann sagt man, ja,

dort in der alten Spinnerei, dort findest du den und den und dann, wenn du dahin gehst, da hast du dort wieder diese eine oder andere Ansprechadresse und die helfen dir weiter und die haben das so gemacht und dann kriegst du den oder jenen Hinweis.

So entwickelt sich das dann weiter und aus diesem ursprünglich pionierhaften Charakter entstehen dann so wie kleine Quartiere, so kreative Quartiere.

Aber nochmal, das sind alles keine Selbstverständlichkeiten, das kann doch alles gehörig wieder in die Hose gehen, also dass das dann wieder alles zusammenbricht, das ist dann die Frage, wie das eingebunden wird mittelfristig in die gesamtstädtische Entwicklung, ob genügend Leute da sind, Bevölkerung da ist, die die Dienstleistungen, die da angeboten werden und auch die Produkte, die da angeboten werden, überhaupt nachfragen.

Also insofern komme ich wieder zu einem meiner Ausgangsstatements zurück.

Wir haben es ja immer mit sehr komplexen Phänomenen zu tun.

Wir können uns um Pioniere kümmern, das ist eine Perspektive.

Aber das heißt noch lange nicht, dass wir dann die Stadt in ihrer Gänze so stabilisiert haben, dass die Bevölkerung nicht mehr weggeht oder dass sie nicht mehr altert oder dass andere extreme Entwicklungen sich ankündigen, die dann letzten Endes auch zu bestimmten Auswirkungen führen, die eben nicht vorher gesehen waren und auch nicht so gut sind für ihre Städte. zum Beispiel?

Naja, dass dann eben Menschen nach wie vor weggehen oder wirtschaftliche Entwicklungen nicht so weiter vonstatten gehen, sich nicht so weiter entwickeln, wirtschaftliche, wirtschaftliche, wirtschaftlich so entwickelt.

Ja, oder sehen Sie diese ganze Entwicklung, die wir jetzt in Sachsen-Anhalt beobachten mit den gigantischen Kürzungen, die die Staatsregierung da, die die Regierung vorant entschieden hat, ja, wo dann sogar die Wissenschaftsministerin

ihren Hut genommen hat, weil sie mit den Kürzungen an den Universitäten und Hochschulen nicht einverstanden ist.

Ich glaube, das Einzige, was nicht gekürzt wurde, war der Sport, oder?

Ja.

Sie machen keinen glücklichen Eindruck gerade.

Nein, natürlich mache ich da keinen Glück.

Bin ich damit, naja.

Sind Sie gefragt worden?

Nee.

Vorher?

Also, nee.

Nee, aber die Wissenschaftsministerin ist ja, also nicht nur Ministerin, sondern auch Wissenschaftlerin.

Ja, das ist ja eine Volkswirtschaftsprofessorin, also die weiß schon, worüber sie redet und welche Entscheidungen sie mittragen kann und welche nicht.

Und da muss ich sagen, naja, Hut ab, wenn sie dann auch die Konsequenz zieht und sagt, das trage ich nicht mit.

Gibt es da so Klassiker, bei denen Sie sagen würden, da darf man eigentlich auf gar keinen Fall sparen?

Ja, na, es wird ja immer gesagt, dass im Schulsystem nicht gespart werden darf,

im Ausbildungssystem, im Wissenschaftssystem.

Aber da wird ja mal als erstes gespart.

Naja, weil vermeintlich die Produkte, die dort entstehen, ja nicht gleich von heute auf morgen auf der Hand liegen.

Ja, das ist ja immer so in solchen Langzeitinvestitionen, da lässt sich immer trefflich kürzen, weil eben, wer weiß, wann irgendwann da mal was rauskommt.

Deswegen wird man ja nicht wiedergewählt.

Genau.

Genau.

Und da haben Sie genau das richtige Stichwort auch gebracht.

Politiker denken ja auch in Wahlperioden und man will seine Wahlerfolge absichern.

Also insofern muss man schon sehr verantwortungsbewusst und das glaube ich natürlich sofort, dass das auch die anhaltinischen Politiker so gemacht haben, also mit einer hohen Verantwortung, mit einem hohen Verantwortungsbewusstsein.

Aber nichtsdestotrotz gibt es natürlich einige Dinge.

Glauben Sie das wirklich?

Ja Gott, was heißt glauben?

Ich nehme dir mal die Gegenposition ein.

Was heißt ja glauben?

Also man sollte mit Sicherheit, das hat mir jüngst ein sehr kluger Mann mal gesagt, nicht so alle über einen Kamm scheren.

Klar.

Ich glaube schon sehr, dass dieser Punkt ist. was mich, was mich, was mich, was mich, was mich, ich kenne das aus der Bildungsforschung, also enge Freunde von mir sind Bildungsforscher und sind auch ständig auf diesen Gipfeln und sprechen mit Politikern und Staatssekretären und hinterher werden deren Empfehlungen halt nicht befolgt.

Wie ist das bei Ihnen?

Geht Ihnen das genauso oder wird auf Sie eher gehört?

Also zunächst erst einmal hat man das auf allen Ebenen.

Wir sind ja auf der europäischen Ebene, also EU-Ebene, durchaus auch aktiv, dann auf der nationalen und auf der lokalen Ebene.

So, nun kommt es immer darauf an, welche Partner einem gegenüber sitzen, welche Aufträge man hat, das heißt also, mit welchen Fragestellungen man sich beschäftigt.

Und wir kommen darauf zurück, was wir gerade gesagt hatten, am Beispiel von Sachsen-Anhalt.

Je präziser und eingängiger das Thema ist, mit dem man sich als Wissenschaftler beschäftigt und was dann auch anhand der Ergebnisse in die unmittelbare Arbeit einfließen kann, was einsichtig ist, also je besser die Argumente sind, je stichhaltiger, umso mehr wird man gefragt und umso mehr werden auch die Ergebnisse dann genutzt.

Vielleicht darf ich das mal in einem Beispiel spezifizieren.

Beispiel ist immer so, aber die Wahrheit ist immer konkret.

Wir haben hier in meinem Forschungsumfeld, das sich ja mit Fragestellungen der Stadtentwicklung im weitesten Sinne beschäftigt, eine ganz konkrete Forschungslinie neben anderen.

Ich habe die Möglichkeit, schon seit 30 Jahren ein Forschungsprojekt begleiten zu können, das sich mit der Entwicklung einer Großwohnsiedlung beschäftigt, Leipzig-Grünau.

Da wurde ein Forschungsprojekt begründet 1978.

Großwohnsiedlung, also Großwohnsiedlung, Plattenbau.

Plattenbau, ja.

Aber wir nennen es Großwohnsiedlung, weil mittlerweile da eben nicht nur Plattenbau steht, es sind auch andere.

Fürs Bild im Kopf.

Fürs Bild im Kopf sind das die Plattenbausiedlungen, also Berlin-Marzahn oder Hellersdorf oder in Rostock, Glüten-Klein und so weiter, Halle, Halle-Neustadt und Leipzig-Grünau damals, Ende der 70er Jahre, begonnen zu errichten.

Und ich war damals ganz junger Assistentin und kam an die Universität nach Leipzig und meine damalige Professorin begann, in Zusammenarbeit mit der Stadt Leipzig und dem damaligen Chefarchitekten eine Forschungsidee zu entwickeln, die da lautete, hier wird ein ganz neues Stadtgebiet errichtet, Plattenbausiedlung damals, für über 80.000 Menschen.

Das wäre doch ganz spannend, das aus der stadtsoziologischen Perspektive zu begleiten.

Also welche Leute ziehen da hin, warum ziehen die dort, bleiben die dort, fühlen die sich wohl oder haben die viele Kritiken, wie ist das?

Und damals ist die sogenannte Intervallstudie Grünau begründet worden.

Und die Idee war, wie gesagt, durch Unterstützung der damaligen Entscheidungsträger bei der Stadt, die Entwicklung dieses Gebietes, zunächst einmal von der baulichen Seite her, über mehr als zehn Jahre, der Aufbau bis Ende der 80er Jahre und die Besiedlung durch 85.000 Menschen Ende der 80er Jahre, schrittweise Besiedlung, zu begleiten und dann auch über die Wendeereignisse hinweg die Entwicklung dieses Gebietes weiter zu verfolgen.

So, und wie gesagt, ich stieg da 79 mit ein und diese Entwicklung läuft bis heute.

Und Sie beobachten das bis heute auch oder haben Sie das Gebiet mittlerweile abgegeben?

Nein, nein, um Gottes Willen.

Nichts da.

Nichts da.

Lebenswerk, das bleibt hier.

Genau so ist das.

Also das lief damals an unter der Leitung meiner Professorin, Professor Kahl, an der Universität in Leipzig bis zu den Wendeereignissen hier in Ostdeutschland.

Frau Kahl wurde dann emeritiert 1990 und ich ging zum Helmut Zentrum für

Umweltforschung und wir haben aber trotzdem immer weiter diese Entwicklung begleitet und haben weiter auch Erhebungen durchgeführt.

Und seit 1996 ist dann auch die Stadt Leipzig immer mehr aufmerksam geworden auf die Ergebnisse, also auf diese Langzeitstudie. Was passiert in so einem großen Gebiet?

Also wird das ein sozialer Brennpunkt, wie das so schön hieß nach der Wende?

Also es wird alles gleich so wie in Bremen-Tennewer oder in anderen Gebieten.

Also ganz furchtbar und die Leute fliehen nur und wir haben es hier mit massiven sozialen Konflikten und Kämpfen und so weiter zu tun in absehbarer Zeit.

Das waren so die Prognosen.

Sind die eingetreten?

Die sind eben nicht eingetreten.

Überhaupt nicht sind die eingetreten, weil wir auch anhand unserer Untersuchungsergebnisse sehr genau belegen konnten, dass die Entwicklung wesentlich heterogener vonstattengegangen ist, dass auch eine besondere Bevölkerungsstruktur sich dort ausgebreitet hat, dass eine hohe Sesshaftigkeit sich entwickelt hat und bis zum heutigen Datum ist nach wie vor eine gewisse soziale Stabilität dort nachzuvollziehen, obwohl etwa 50 Prozent der Bevölkerung weggezogen ist.

Also wir haben momentan etwa 42.000 Menschen, die dort in diesem Gebiet leben.

Steht der Rest leer oder ist der abgerissen worden?

Ich würde sagen, zurückgebaut.

Nee, nee.

Beide Begriffe sind richtig.

Wir sprechen von Abriss, also Rückbau.

Wir sprechen von Abriss, von Rückbau und von Umbau.

Ah.

Alle Begriffe sind richtig.

Ich dachte, Rückbau wäre so ein Euphemismus für wir machen es platt.

Das ist eben unakademisch.

Ich bin ja auch gar nicht.

Das stimmt auch nicht.

Gut, aber lassen Sie mich erst mal meine Story zu Ende bringen.

Ihre Ausgangsfrage war ja, ob man gehört wird mit den Ergebnissen.

Für die Stadtverwaltung und die Stadtplanung war es natürlich sehr wichtig zu erfahren oder zunächst erstmal die Frage zu thematisieren, was macht man denn jetzt mit so einer großen Siedlung nach der Wende?

Und wenn das jetzt alles so furchtbar wird und da kippt ja ein ganzer Stadtteil.

Und wenn man 500.000 Einwohner hat und 80.000 Menschen leben dort.

Also das ist ja nicht ein kleiner Kiez, sondern das ist eine riesige Ansammlung

von Menschen und ein wichtiger Stadtteil.

Wie kann man da gut steuernd eingreifen?

So und jetzt kamen wir mit unseren Untersuchungsergebnissen, sind natürlich auch erstmal so tingeln gegangen.

Ja, der Prophet im eigenen Land.

Sind auch in die Öffentlichkeit gegangen und siehe da, wir erregten dann Aufmerksamkeit, insbesondere beim Amt für Stadt Erneuerung und Wohnungsbauförderung und trafen auf sehr interessierte Kollegen, die unsere Arbeit anerkannten.

Das ist ja auch nicht selbstverständlich gewesen.

Das heißt aber auch, die haben nicht von alleine gemerkt, dass der soziale Brennpunkt gar nicht entsteht, von dem sie gedacht haben, dass er entstünde.

Naja, wie das dann immer so ist, in der Regel sind ja Politiker und Planer und Entscheider keine Bewohner der Örtlichkeit.

Sie gehen mal dorthin und gehen dann wieder weg.

Und wenn dann irgendein Kriminalfall passiert, dann passiert der natürlich in der Platte.

Oder wenn irgendwelche Kids sich schlimm verhalten, dann passiert das in der Platte.

Oder wenn irgendwelche Rechtsradikale auftauchen, dann ist das in der Platte.

Und dann wird sofort dieses Bild stigmatisiert und dann verstetigt sich.

Und wenn Sie sich heute sehr bewusst mal die Filme anschauen, Krimis, die spielen in der Regel, also der Böse wohnt in der Regel in der Platte.

Ach.

Das ist sehr auffällig.

Muss ich mal darauf achten?

Ja, achten Sie mal drauf.

Ja, ja, doch.

Ah ja.

In der Regel ist das so.

Na gut.

Also wir trafen dann auf offene Ohren bei den Stadtplanern und hatten intensive Diskussionen und haben aufgezeigt, wie wir unsere Forschung angehen, wie wir sie durchführen und welche guten Argumente wir haben, um die gesamte Diskussion, um diese Entwicklung der Plattenbausiedlung zu versachlichen.

Also zu sagen, wo läuft es toll, wo läuft es nicht so gut, wie muss man differenzieren, wie muss man ins Detail gehen, warum läuft das so und warum läuft es nicht anders und warum ist eben kein sozialer Brennpunkt heute oder morgen zu erwarten.

Und das war sehr wichtig für die Kollegen an der Stadtplanung und dann ist es dann sogar so weit gekommen, dass wir nicht nur auf offene Ohren trafen, sondern auch auf eine gezielte Unterstützung.

Bis heute ist es so, wir haben in 2009 die letzte Erhebung gemacht, 2004 die

Erhebung davor, also bisher gibt es neun Erhebungen.

Wir sind im Moment dabei, die zehnte Erhebung vorzubereiten, die wird 2014 stattfinden und auch mit finanzieller Unterstützung der Stadt Leipzig.

Es hat auch eine gewisse finanzielle Unterstützung gegeben.

Und das heißt eben auch, dass diese Berichte, die wir dann abliefern, das ist ja dann das Endprodukt, aber auch die Zwischenergebnisse und die Diskussionen und die differenzierte Analyse, also warum in diesem 8 WK Wohnkomplexen, in dem einen Wohnkomplex es besser läuft als in dem anderen oder warum ein Wohnkomplex...

Das sind Sie in der Lage zu identifizieren.

Da sind wir in der Lage und wir können auch, wir haben natürlich sehr interessiert beobachtet, wie sich die Eigentumsverhältnisse verändert haben.

Also früher zu DDR-Zeiten gab es eben die Wohnungsgenossenschaften und das kommunale Wohnungsunternehmen.

Ja, heute ist das wesentlich differenzierter.

Bald dann die 20 Wohnungsunternehmen sind dort und mit unseren Untersuchungen, also wir machen Befragungen aus der Bewohnerperspektive und sehen uns die unterschiedlichen Verteilungen der Bevölkerung an und gehen direkt dann auch zu den Leuten und die bekommen einen Fragebogen, den füllen sie aus.

Und das muss natürlich wissenschaftlich exakt vorbereitet werden, dass man möglichst alle unterschiedlichen Aspekte einfangen kann.

Also das fängt an bei der Lage, das geht weiter über die verschiedenen Wohnungsunternehmen, über den Sanierungszustand und so weiter.

Und wenn man das über 30 Jahre beobachtet, dann hat man natürlich ein ganz tolles Panorama hinsichtlich der Entwicklung der Gebiete, auch der Teilräume.

Und natürlich, das muss ich immer sagen, wir verfolgen nicht die Menschen, die Menschen an sich, weil viele Leute ja auch weggehen oder sterben oder neue kommen dazu, sondern wir verfolgen die Adressen.

Wir haben einen festen Kern an Adressen, die wir immer wieder anlaufen.

Also immer dieselbe Wohnung.

Genau, immer wieder dieselbe Wohnung.

Das aber nicht bedeutet, dass immer die gleiche Person über 30 Jahre dort wohnt.

Und dann komme ich eben dazu, was Sie vorhin sagten mit diesem Abriss, um Rückbau und Umbau.

Das sind für uns drei durchaus richtige begriffliche Kategorisierungen.

Also der Abriss meint schlichtweg wirklich Beseitigungen von Wohnblöcken.

Es sind über 7.000 Wohnungen abgerissen worden.

Leerstehende Blöcke, die waren, wo sich der Leerstand massiv ausbreitete.

Ich sagte ja, dass in der Zwischenzeit, dass in der Zwischenzeit etwa 50 Prozent der Bevölkerung weggezogen sind.

Also da war natürlich der Leerstand offensichtlich.

Das wird ein katastrophal.

Das wird ein katastrophales Blüt gewesen sein, oder?

Naja, katastrophal wird es ja erst dann, wenn ein leerstehender Block zur Ruine wird und mit Graffiti beschmiert wird und so weiter.

Aber wenn dann die Wohnungsunternehmen, das waren insbesondere auch diese kommunalen, das kommunale Unternehmen, was ja nach wie vor existiert, relativ zeitnah diese Entwicklungen beobachtet hat.

Und dann gab es ja auch diese Fördermittel, Abrissfördermittel und so weiter, Stadt und Bauost.

Die Möglichkeit ergriffen hat, die verbliebene Bevölkerung mit guter Unterstützung und entsprechenden Anreizen umzusetzen in ihren eigenen Beständen, um dann die Blöcke eben vollständig leer zu machen.

Und dann erfolgt der Abriss von so einer Platte in drei Monaten.

Und dann ist es gut.

Kann es keiner mehr beschmieren und die Scheiben einwerfen.

Genau, genau.

Also das ist der Abriss.

Wie gesagt, 7.000 Wohnungen im Moment in den letzten Jahren ist das jetzt zum Erliegen gekommen.

Da sind jetzt keine Abrissvorhaben mehr zu beobachten, aber es gibt wieder Diskussionen über das eine oder andere Abrissvorhaben.

Ich wollte gerade sagen, weil keiner mehr wegzieht oder weil keiner mehr Geld

dafür ausgeben will.

Naja, mittlerweile hat sich die Bevölkerungszahl stabilisiert, jetzt so in den letzten Jahren.

Und ja, Sie müssen ja auch bedenken, das sind ja alles Wohnungsunternehmen, also privatwirtschaftlicher Art.

Die haben ja investiert.

Viele haben Kredite aufgenommen.

Und wenn du einen Kredit aufgenommen hast, dann willst du ja das, was du da investiert hast, nicht abreißen.

Stimmt, war ein bisschen doof.

Und naja, aber natürlich die Bevölkerung verändert sich weiter.

Und die Stadt Leipzig, Stadtplanung hat da so ein Entwicklungskonzept erarbeitet vor einigen Jahren.

Ein Stadtumbaugürtel und ein Stabilisierungskern.

Und das sind natürlich kluge Überlegungen, die da reinfließen.

Denn man will ja die Infrastruktur konzentrieren, den Kern stabilisieren.

Aber das ist die Theorie.

Und wie wir ja beide wissen, grau ist alle Theorie.

Und grün des Lebens, goldener Baum.

Genau.

Und die randstädtischen Blöcke sind zum Teil begehrter als die innerstädtischen, weil ja ein See dort in der Nähe ist oder ein Parkgebiet.

Ja, und wenn ich Blick zum See habe, am im Außenbereich.

Genau, also auf den Bahnhof zu gucken.

Warum soll ich dann in das kompakte Kerngebiet ziehen?

Also wir haben Abriss, um wieder darauf zurückzukommen.

Und wir haben auch Umbau.

Es gibt also Wohnungsunternehmen, die dezidiert auf die Belange ihrer Kunden, wir nennen das jetzt Kunden, wir nennen das jetzt nicht mehr Mieter, die Kundenwünsche erfüllen.

Das heißt, sie bauen um, also wirklich umbauen.

Das reicht vom Rückbau der oberen Etagen, sechste Etage, fünfte Etage und die Entstehung von Dachterrassen.

Und das ist natürlich hoch begehrt.

Diese Blöcke sind natürlich voll belegt.

Oder Umbau von Heizungsanlagen mit dezentraler Versorgung.

Das reicht bis dahin, dass Wohnungsgrundrisse verändert werden, dass größere Wohnungen entstehen, dass Maisonettwohnungen entstehen.

Also die Platte ist an sich ein sehr umbaufreundlicher Körper, sodass man viel

gestalten kann.

Früher hieß es, die Dinger sind fast nicht abzureißen.

Heute freuen wir uns.

Ja, also das ist der Umbau, von dem ich jetzt sprach.

Rückbau ist also der von der sechsten Etage zum Beispiel auf die vierte Etage runter und dann eine Dachterrasse draufsetzen.

Das wäre der Rückbau.

Und der Umbau ist wirklich die Umgestaltung von Grundrissen innerhalb des Hauses, des Blocks.

Also Sie sehen, alle Begriffe haben Ihre Berechtigung.

Genau so ist das.

Können Sie aus den Erkenntnissen, die Sie in Grünau gewonnen haben, trauen Sie sich, die abzuleiten für andere Großsiedlungen?

Ja, natürlich.

Oder ist das auch immer so ein regionales Ding?

Also wenn ich mir Köln-Korweiler angucke, zum Beispiel ist ja auch so ein... Ja.

Also zunächst ist erstmal zu sagen, dass wir uns als Wissenschaftler mit diesem Siedlungstyp beschäftigen, dahingehend, dass wir zum einen diese Tiefenanalyse am Beispiel von Grünau haben, auf der anderen Seite aber natürlich immer auch überlegen, welche Übertragbarkeiten können wir feststellen.

Und das setzt aber voraus, dass man die jeweiligen Typen, so nennen wir das, Typen von Großwohnsiedlungen, von Plattenbausiedlungen erstmal definieren.

Und da haben wir ganz unterschiedliche Typen.

Da haben wir zum Beispiel Großwohnsiedlungen, die, um jetzt bei Grünau zu bleiben, gut in den Stadtkörper eingebaut sind.

Also Teil der Stadt sind, gut angebunden sind durch ÖPNV und attraktive Grünstrukturen haben, gute Versorgung.

Also die sind mittlerweile Teil der Stadt und die Stadt bekennt sich auch zu diesem Stadtteil, will den Stadtteil auch erhalten.

Das ist ein Typ.

Dann haben wir aber auch Siedlungen, Großwohnsiedlungen, die entstanden sind, jetzt bleibe ich mal auf der östlichen Seite Deutschlands, im Zusammenhang mit der Entstehung von großen Werken, von großen Betrieben.

Eisenhüttenstadt.

Altenstadt, Weißwasser, Schwedt, Wolfen, Bitterfeld, viele, viele Klein- bzw.

Mittelstädte, die so in den 60er, 70er Jahren völlig überformt worden sind durch diese massive Industrieentwicklung und wo an den Rand dieser kleinen Städte dann eine große Siedlung gebaut wurde.

Die dominierte dann das Geschehen in dieser Stadt.

Und die Menschen, die waren natürlich froh, dass sie für die damaligen Verhältnisse eine Neubauwohnung bekamen.

Das war ja ein attraktives Gut.

So, jetzt haben wir in den 90er Jahren eine völlig andere Situation.

Und viele dieser großen Unternehmen sind entweder stillgelegt worden oder haben massiv Arbeitsplätze abgebaut.

Das heißt, dass die Menschen, die in diesen Großwohnsiedlungen bislang lebten, keine Lebensperspektive dort vor Ort mehr hatten und abwanderten.

Da sind wir wieder bei diesem Wanderungsthema.

Vom Anfang, genau.

Und da gibt es also Beispiele dafür, dass gesamte Siedlungen oder Teile von Siedlungen überhaupt nicht mehr gebraucht werden und völlig abgerissen werden.

Also die sind nicht in diesen Stadtkörper einzubinden.

Und wir nennen das, behaupten wir, wir haben ein neues Phänomen entdeckt.

Das sind diese Siedlungen auf Zeit.

Temporäre Viertel.

Temporäre Viertel.

Ja.

Das erfordert natürlich eine ganz andere Bauweise eigentlich.

Nö, das sind ja auch diese Plattenbausiedlungen.

Ja, klar.

Aber das ist halt schwer, die abzureißen hätten.

Wenn man es vorher definieren könnte als temporäres Viertel, könnte man es anders bauen.

Dann würde man Abbau oder Abbau anfangen.

Ja, soweit haben wir natürlich nicht gedacht, dass man dann von vornherein gleich so diese Temporarität berücksichtigt beim Aufbau derselben.

Das war ja, als das damals entstanden ist, war das ja nicht für...

Hat ja keiner mit gerechnet.

Das ist ein Ende absehbar.

Ein Ende absehbar ist, ja.

Aber zunächst erst einmal, was meinen wir damit?

Das ist ja durchaus etwas Ungewöhnliches, wenn wir sagen, es sind temporäre Viertel oder Viertel auf Zeit.

Denn man muss ja sagen, wenn man so ein bisschen über die deutschen Grenzen hinaus guckt, also Geisterstädte und Abriss hat es schon immer gegeben.

Schauen Sie nach Amerika, Goldgräberstädte und so, das ist ja nun nichts Neues.

Oder wenn Sie auch nach Portugal schauen, die verlassenen Dörfer oder Süditalien.

Also das Phänomen an sich, das Leerfallen ist nicht so eine neue Erfindung von Ostdeutschland oder Wendeereignissen.

Aber kurzum, im Zusammenhang mit unseren Stadtentwicklungen hier und diesen in sehr kurzer Zeit entstandenen völlig neuen Bedingungen wirtschaftlicher Art und Wegzüge und Entleerung von ganzen Stadtteilen und der Notwendigkeit des Abrisses, wurden also nicht nur punktuell Blöcke weggenommen, sondern gesamte Gebiete wurden abgerissen.

Gerade in diesen mittleren Städten, von denen ich vorhin sprach, die eben durch diesen Industriezusammenbruch sehr gehandicapt waren.

Und diese temporären Viertel oder Stadtquartiere auf Zeit sind für uns solche Gebiete, die nicht mehr gebraucht werden für Wohnzwecke und abgerissen werden können dadurch.

Damit aber auch langfristig oder mittelfristig in dem Stadtentwicklungsplan, in dem Flächennutzungsplan nicht mehr für Wohn- oder Gewerbebezwecke ausgewiesen werden.

Man könnte ja auch sagen, da lassen wir sie eben ruhen und dann vielleicht in zehn Jahren oder so kommt wieder ein Investor oder baut ein Wohngebiet.

Aber dann muss es erschlossen bleiben.

Dann müsste es erschlossen bleiben.

Und nach Maßgabe der aktuellen Einschätzung hinsichtlich weiterer Entwicklung wirtschaftlicher Art und auch bevölkerungsseitiger Art, sind dann eben solche Gebiete qualifiziert worden als diese Quartiere auf Zeit. die nicht mehr gebraucht werden, mit Sicherheit nicht mehr gebraucht werden, also größtmöglicher Sicherheit.

Klar, wenn jetzt hier auf einmal Öl gefunden wird, könnte sich da nochmal was

dran ändern.

Also die werden nicht bloß oben abgeräumt, abgerissen, sondern da wird auch der Untergrund herausgerissen.

Kanalisation, Leitungen, Straßen und so weiter.

Und dann wird Wald angepflanzt.

Und da titelte zum Beispiel in Hoyerswerda die Zeitung Der Waldkehr zurück.

Also Waldgebiete, die ursprünglich mal gerodet worden sind vor einem halben Jahrhundert etwa, um dann entsprechende Entwicklungen zu...

Erhöhen dann auch wieder für die verbliebenen Menschen dort die Lebensqualität.

Genau, genau.

Und es bleibt eben kein Verfall oder ruinöse Flächen, sondern es wird dann eben wieder aufgeforstet.

Das ist möglicherweise von der finanziellen Seite her auch die effektivste Nutzungsmöglichkeit.

Also soweit solche Entwicklungen haben wir.

Aber auch nicht so viel Pflege und die Leute geifizieren.

Also was will man mehr?

Genau.

Also das ist das Phänomen.

Es ist also sehr unterschiedlich, wie diese Gebiete eingebunden sind in den städtischen Gesamtkörper, in Abhängigkeit von der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt.

Und das ist dann eben auch weiter jetzt auszudehnen, weil Sie vorhin nach Chorweiler fragten oder andere Gebiete in Westdeutschland.

Hier müssen wir sehr stark auch diese sozialwissenschaftliche und soziale Komponente betrachten.

Also ich meine jetzt die sozialstrukturellen Merkmale der Bewohnerschaft, die in solchen Gebieten leben.

Wir beobachten hier in Leipzig-Grünau, dass die Bevölkerung noch relativ gut qualifiziert ist und über ein gutes Einkommen verfügt.

Insbesondere die ältere Bevölkerung, die eben seit 20 Jahren dort lebt oder noch länger.

Das sind bekennende Grünauer und die Bleibender, die sind damals hingezogen.

Das war ihr Lebensmittelpunkt und die sind dort auch geblieben und haben sich arrangiert und haben natürlich auch die Veränderungen und die Investitionen wahrgenommen.

Und für sie ist das ihre Heimat, die bleiben.

Lokalpatrioten.

Lokalpatrioten, aber die eben auch, wie gesagt, die Veränderungen anerkennen und dieses positive Bild der Großsiedlung zeichnen, was ja auch realistisch ist.

Naja, wenn denen vor 20 Jahren gesagt wurde, ihr werdet hier bald unter

brennenden Mülltonnen leben und es nicht eingetreten ist, das ist ja der beste Beleg dafür.

Genau, genau, so ist das.

So, jetzt kommen wir an, was wir nicht haben in Ostdeutschland, jedenfalls in wesentlich geringerem Umfang als in vielen westdeutschen Großwohnsiedlungen, wo eben solche sozialen Brennpunkte existieren, sind Bevölkerungsanteile mit Migrationshintergrund.

Also das ist hier sehr, sehr gering, in sehr, sehr geringem Ausmaß festzustellen.

Es gibt jetzt erste Anzeichen und leider auch mit durchaus negativen Wahrnehmungen mancher Bewohner dort.

Also nicht in dem Sinne, dass ausländische Mitbürger da willkommen geheißen werden.

Also das ist durchaus ein Problem.

Aber es ist eben bei weitem nicht die Masse.

Also wir reden ja nicht von 20, 30, 40 Prozent, wie in westdeutschen Großsiedlungen.

Das sind vielleicht drei Prozent überhaupt.

Also die kannst du suchen, kannst abzählen an einer Hand.

Aber wie das häufig so ist in unserer Umwelt, also auch die kleinen Störungen, die kleinen Störungen, die Störungen und die werden dann aufgebauscht und dann wird dann alles ganz furchtbar.

Was aber in der Realität überhaupt nicht der Fall ist.

Aber anders ist es jetzt wiederum in den Brennpunkten, also in den als soziale Brennpunkte charakterisierten Großwohnsiedlungen in mancher westdeutschen Großstadt, im Ruhrgebiet.

Und da kann ich natürlich die Ergebnisse, die ich für Leipzig hier habe, nicht einfach übertragen.

Denn im Osten spricht man nicht von Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus, was in Westdeutschland der Fall ist.

Da ist es ja ausdrücklich für bildungsschwache, geringqualifizierte, geringsozialisierte eingerichtet worden.

Naja, ursprünglich mal nicht.

Ursprünglich von der baustrukturellen und architektonischen Biografie her waren das durchaus Baustrukturen, die für den Mittelstand, für den Bessersituierten.

Also so wie Gropiusstadt, wo auch gedacht wurde, das ist die moderne Stadt, da ziehen die modernen Menschen hin.

Da haben wir Urbanität durch Dichte und die Menschen, die wollen dort wohnen und die gehen dann irgendwo hin, ihre Arbeit nach und kehren dann wieder zurück.

Also das waren sehr progressive Ideen.

Das heißt, die Dinge haben sich erst zu diesen Unterschichtskasernen entwickelt.

Genau, genau.

Die ursprüngliche Idee, die war durchaus mit Gropius, auch deshalb

Gropiusstadt, ja auch mit Bauhausideen kombiniert worden.

Also das waren ja progressive, modernistische, moderne Überlegungen.

Also die Frau zu entlasten von der Bürde der Hausarbeit, ja und alles sehr funktional einrichten, viel Luft, ja im Grünen bauen.

Ja, aber eben außerhalb der Städte.

Und dann die Verbindung zum städtischen Gesamtkörper war dann eben sehr schwierig.

Und da das so nicht funktionierte nach einer gewissen Zeit, sind dann viele Leute dort weggezogen, also die besser situiert waren und nachgezogen.

Man nennt das dann Filtering-Down-Effekte.

Also es sind dann andere Bevölkerungsgruppen nachgezogen, die nicht ganz so gut situiert waren.

Und so kippte das dann allmählich bis dahin, dass es eben dann zum sozialen Brennpunkt wurde.

In einigen Städten, nicht in allen.

So, und da muss man natürlich jetzt genau überlegen.

Ich überlege gerade, in welchen Städten denn nicht?

Na, München.

München?

Neuperlach.

Da finden Sie eine ganz niedrige Arbeitslosenrate.

Ganz niedrig.

Ja.

Dort, wo Monatsmangel massiv existiert.

Ja.

Na, das spüren ja mittlerweile auch so Quartiere wie eben zum Beispiel Köln-Korweiler, dass also der innerstädtische Wohnungsmangel sich langsam nach außen schiebt und auch in Chorweiler sich die Verhältnisse wieder ändern.

Ja, ja, ja, ja.

Das ist meine Heimatstadt, darum rede ich darüber.

Ja, ja, das Interessante eben, ich betone das immer wieder, wenn ich über unsere Arbeit hier berichte und über das Thema, mit dem wir uns beschäftigen, es ist zum einen sehr komplex.

Also vieles hängt miteinander zusammen, hatte ich ja versucht jetzt schon ein wenig zu erläutern.

Und es ist sehr dynamisch.

Es geht nicht nur immer in eine Richtung, ja, sondern wir haben, wir nennen das sogar oszillierende Entwicklungen.

Ja, es geht auch mal in eine völlig andere Richtung wieder plötzlich.

Was ist denn das oft, dass Sie aufwachen und denken, huh, damit habe ich

nicht gerechnet?

Na, oft nicht.

Aber es passiert schon, ja, dass man beispielsweise jetzt, ich komme wieder zu unserer Untersuchung Leipzig-Grünau zurück, unsere Erhebungen 2009.

Wir haben da so einen tollen Indikator, wir nennen das Indikator, das ist also eine Fragestellung in unserem Fragebogen drin.

Und dieser wird immer wieder verwendet.

Die Frage lautet, würden Sie einem guten Freund raten, nach Leipzig-Grünau zu ziehen?

Und den Indikator nehmen wir auch in anderen Untersuchungen.

Und da heißt es eben, ja, nein, vielleicht, und warum und warum nicht?

Und warum stellen wir die Frage so und sagen nicht, würden Sie wieder nach Grünau ziehen, wenn Sie nochmal die Wahl hätten?

Nein, wir sagen, würden Sie einem guten Freund raten?

Denn dahinter steht eine Überlegung mit einem gewissen Abstand.

Ja, man muss sich nicht selbst outen.

Genau, ich muss mir auch meine Situation nicht schönreden.

Oder mir bewusst machen, welche schlimme Entscheidung ich denn irgendwann mal getroffen habe.

Oder wie arm ich doch bin, dass ich jetzt hier hinziehen muss und so weiter und

so fort.

Nein, einem guten Freund wünscht man ja nichts Schlechtes.

Also sagt man dann, das ist eine ehrlichere Antwort und es ist gleichzeitig eine zusammenfassende Antwort.

Also man reflektiert ja verschiedene Aspekte, die da zusammenfließen.

Genau, ich will meinen guten Freund behalten, ich will den nicht enttäuschen.

Genau, genau.

Wenn es dem gut geht, ist das auch zu meinem Vorteil.

Genau, und der ist ja auch nicht doof und er sieht natürlich auch genau, was er hier vorfindet.

Ja, welche Vorzüge und auch welche kleinen Negativen.

Aber vielleicht ist das ja ganz charmant, auch so ein bisschen so was nicht ganz so Glattes zu haben.

Und in unserer Untersuchung 2009 haben wir eine Zustimmung erhalten zu dieser Fragestellung, also mit Ja auf diese Frage, in einem Ausmaß, was wir überhaupt nie erwartet hätten.

Nämlich also sehr, sehr hoch wie in der allerersten Untersuchung, die wir durchgeführt hatten 1979.

Und das war so ein Überraschungseffekt, das kann doch nicht wahr sein, da muss doch ein statistischer Fehler dabei sein oder irgendwie, wir haben Zahlen irgendwie falsch ins System eingegeben.

Nein, das war so.

Passt einfach nur nicht zum Weltbild.

Das passt nicht zum Weltbild anderer Leute.

Wir konnten eine sehr schöne wellenartige Ergebnislinie feststellen, also 1979, als die Leute nun aus ihren alten und wenig komfortablen Wohnungen umziehen konnten und fanden dort warmes Wasser und Balkon und so weiter.

Da war natürlich die Zufriedenheit sehr hoch und da hatten wir 79, 81, 83, 87 Erhebungen und dann ließ es schon etwas nach.

Ja, dann ließ auch die Bauqualität nach, dann wurde mehr verdichtet, ja die Infrastruktureinrichtungen ließen auf sich warten.

Also die Menschen beobachteten, dass die wirtschaftliche Entwicklung in der damaligen DDR und hier insbesondere eben in Leipzig da nicht mehr so war wie versprochen.

Und das hat natürlich dazu geführt, dass die Zufriedenheitswerte massiv absanken.

Und dann kam die Wende, haben wir 1992 die nächste Erhebung gemacht.

Natürlich sind die Leute in der Weltgeschichte rumgereist und haben gesehen, wie man auch noch wohnen kann.

Und da brach natürlich die Zufriedenheit massiv ein, ja von einem Berg dann runter ins Tal.

Und dann starteten diese massiven Abwanderungstendenzen in den 90er Jahren.

Ja, viele sind eben an andere Orte gezogen, um ihren Arbeitsplatz, einen Arbeitsplatz zu bekommen.

Andere sind in suburbane Umland gezogen, um ein Häuschen zu bauen.

Die Zufriedenheit war ja massiv.

Und die dritte Komponente hinsichtlich des Bevölkerungsschwundes war, dass die Geburtenraten massiv eingebrochen sind.

Das war ja nach der Wende.

Also ein Einbruch der Geburtenrate, die niedriger war als nach dem Zweiten Weltkrieg, war ja ganz massiv.

Also diese Verweigerung im Ehebett, weil eben überhaupt keine Zukunft klar war.

Die Einbrüche in den Biografien, die ja vormals so klar waren.

Und plötzlich völlig klarer gar nicht hätten sein können.

Und plötzlich war alles auf den Kopf gestellt.

Und das hat dazu auch geführt, dass man dann keine Kinder mehr geboren hat und keine Kinder mehr gezeugt hat.

Also das waren dann die Auswirkungen hinsichtlich dieses Bevölkerungsverlustes.

Die sich dann auch eben in diesen Zufriedenheitswerten, beziehungsweise in den Bewertungen der verschiedenen Aspekte des Wohnens in der Großwohnsiedlung niederschlugen.

Und die Menschen sind dann eben weggegangen.

Die besonders Unzufriedenen oder die sich einen anderen Wohnraum ermöglichen und erfüllen wollten.

So und dann ging das weiter.

Dann haben wir dann wieder in den 90er Jahren, 96 und dann 99, 2004 und 2009 Erhebungen gemacht.

Und dann stieg die Zufriedenheit wieder an.

Das kann man dann an verschiedenen Indikatoren sehen.

Weil rückgebaut wurde, es wurde sehr viel investiert.

Die Infrastruktureinrichtungen sind sehr, sehr gut.

Also die sozialen Infrastruktureinrichtungen, eine interessante Bildungslandschaft.

Kindergärten, also sie haben dort eine Palette an Spielplätzen.

Die finden sie in den innerstädtischen Gebieten oder in anderen Stadtteilen.

Da sind viele neidisch drüber.

Also wiederum auch in der Summe der verschiedenen Aspekte hat das dazu geführt, dass die Verbliebenen gesagt haben, meine Güte, hier ändert sich ja jetzt wirklich vieles.

Hier gibt es doch eine Zukunft.

Das ist ja wirklich ganz interessant.

Ich habe alles, was ich hier brauche.

Es gibt keinen Durchgangsverkehr.

Es ist sehr ruhig, sehr grün.

So viele, viele Versorgungseinrichtungen.

Und der Preis stimmt auch hinsichtlich Bezahlbarkeit der Miete.

Kurzum, die Befragungsergebnisse, die Resultate stiegen plötzlich wieder an.

Und in 2009 hatten wir dann bei diesem einen Beispiel, der sich da genannt hat, diesen Indikator, so eine hohe Zustimmung, wo wir gedacht haben, wow.

Also das heißt dann, das ist auch aber für die Stadtplanung, für die Stadtpolitik auch sehr wichtig, um bestätigt zu finden, dass ihre Anstrengungen und ihre Investitionen und die Einbindung dieses Stadtteils in die Gesamtstadt und nicht das abhängen und nicht sagen, ja, Platte, lass das mal mehr oder weniger, wird das alles abgerissen.

Nein, sondern vielmehr, wir investieren und wir differenzieren sehr stark.

Ja, da gibt es zum Beispiel mittlerweile am Rande dieser Plattenbausiedlung eine Einfamilienhaussiedlung, die entstanden ist.

Da fragst du dich, wer zieht da hin?

Ja.

Ja, ich hatte die Gelegenheit, mit Studenten zusammen da eine Untersuchung durchzuführen.

Ja.

Und siehe da, also erstmal ist sie voll belegt, ja, also das ist ein Entwickler.

Und 50 Prozent der Leute, die dorthin gezogen sind, kommen aus der Platte, also aus der unmittelbaren Nachbarschaft und sagen, ja, naja, jetzt habe ich endlich mein Haus, so wie ich das wollte, bin ich mir an der Platte.

Und meine Freunde wohnen trotzdem.

Also differenziere ich mich, ja.

Aber ich habe meine Freunde, ich habe meine Familie und ich habe alle Infrastruktureinrichtungen hier.

Ich kann also das eine nutzen und habe trotzdem jetzt ein anderes Wohngefühl, fühle mich jetzt wohler in meiner neuen Wohngelegenheit.

Gehöre aber noch zu Grünau, bin noch grünauer.

Und der andere Teil, 50 Prozent etwa, so können wir das einschätzen.

Und der andere Teil, das sind Leute, die sind dorthin gezogen von ganz woanders her.

Da fragst du dich auch, ja, wer zieht denn dorthin?

Aber man hätte auch an andere Standorte im Suburbanumland ziehen können, will ich damit sagen.

Und diese Leute haben uns dann aber berichtet, dass sie sehr genau schätzen, welche Infrastruktureinrichtungen hier vorhanden sind, wie die Anbindung mit Straßenbahn, Bus, S-Bahn ist, also wie gut sie ist.

Und was ich eingangs auch sagte, so das grüne Umfeld.

In, innerhalb und auch außerhalb.

Es gibt einen See, der schnell zu erreichen ist.

Es gibt viele Parkanlagen rundherum.

Also man wählt bewusst und es ist keine Zwangswahl gewesen.

Und das ist doch hochinteressant, wie dann so ein Bild sich allmählich wandelt.

Und wenn man das gemeinsam diskutieren kann und nach außen zeigen kann, kann man die verschiedenen Facetten dieser Großsiedlung, deshalb sagen wir immer Großsiedlung, es ist nicht bloß die Platte, sondern es ist eine Großsiedlung mit sehr unterschiedlichen Gesichtern, wie die sich weiterentwickeln kann.

Und das, denke ich, ist spannend und ist wichtig, auch in der Öffentlichkeit immer wieder zu vermitteln.

Dann wäre der Trick, den Stadtplanung doch eigentlich nur jetzt in Führungszeichen machen müsste, ist genug Kindergärten und Straßenbahnanschlüsse hinzubauen.

Na, die haben wir ja.

Für andere Großsiedlungen, in denen die Entwicklung vielleicht nicht so gut ist, einfach mal zu gucken, wie hat Grünau das gemacht?

Wie hat Grünau den Leuten, die da sind, also die da schon sind, eine blühende Landschaft im Grunde vor die Nase gestellt und gesagt, guck mal so.

Ja, zumindest eine Perspektive eröffnet.

Also es gibt jetzt auch Diskussionen, da so ein Campus, Bildungscampus zu entwickeln.

Die hüte Landschaft, mein Gott, was ein Quatsch.

Ja, das war Herr Kohl, der war gestern auch mal wieder auf der Bildfläche.

Ja, also ich will natürlich das nicht schönreden.

Es gibt eine Reihe von Konflikten, das ist auch klar.

Wir dürfen ja nicht vergessen, es sind ja nach wie vor über 40.000 Menschen und das ist die Größenordnung einer Mittelstadt.

Und in jeder Mittelstadt oder jeder kleinen Stadt haben sie schöne Ecken und nicht so schöne Ecken.

Gibt es problematische Viertel, gibt es weniger problematische und gibt es auch Bevölkerungsschichten, die umgänglich sind und andere, die weniger umgänglich sind.

Das ist wie überall.

Ich bin nur jemand, der immer wieder darauf hinweist, dass es sich lohnt, in so einer Großwohnsiedlung genauer hinzuschauen und die Potenziale herauszustellen und nicht generell so ein Negativbild zu zeichnen.

Das ist nicht angemessen und das ist auch nicht fair und das ist auch nicht respektvoll.

Denn man muss immer sehen, dass auch die Ressourcen, die da hineingeflossen sind, baulicher Art, aber auch was Anstrengungen betrifft, sei es nun Quartiersmanagement oder sei es Kirche oder sei es schulische Angebote und auch die Menschen selber, die dort über 20 Jahre, 30 Jahre leben.

Das ist ein Teil ihres Lebens und deshalb muss man auch diesen Bewohnern von solchen Siedlungen Respekt entgegenbringen, ohne die negativen Seiten zu verschweigen.

Gucken Sie sich auch noch andere Städte an?

Also ich lebe in Berlin und da habe ich oft das Gefühl, als wäre ganz Berlin eine Großsiedlung mit genug sozialem Brennpunkt und genug Problemen und sowas.

Was würden Sie da empfehlen, so einer Stadt wie Berlin?

Naja, also es gibt genügend Wissenschaftler in Berlin, die da sicher gute Empfehlungen von sich geben.

Ich bin eingeladen demnächst in Berlin zum Kompetenzzentrum Großwohnsiedlungen.

Da gibt es im Juni eine Veranstaltung GDW.

Also das sind die Wohnungsunternehmen, die da zusammenkommen.

Und ich soll dort einen Vortrag halten zur Entwicklung von Großwohnsiedlungen und auf der Basis von unseren Untersuchungsergebnissen.

Ich versuche dann immer so zu erläutern, so ähnlich wie wir das jetzt schon besprochen haben, was wir in unserem Umfeld beobachten und welche unterschiedlichen Facetten jeweils zu beachten sind, wenn man sich ein Urteil über die Entwicklung eines Gebietes erlauben möchte.

Und ich bin immer sehr dafür, einerseits den Kontext zu beachten.

Ich sagte ja, mehrfach ist es in eine Stadt eingebunden oder es ist am Stadtrand und es ist keine wirtschaftliche Entwicklung mehr da.

Man muss also den Kontext beachten.

Und man muss auch immer sehr spezifisch und konkret sein vor Ort, sich die Sachlage genau angucken.

Man sollte sich auch hüten, jetzt von außen zu kommen und so vorschnell irgendwelche guten Ratschläge zu unterbreiten.

Aber dennoch, es ist immer wichtig, dass man sich trifft, dass man seine Erfahrungen miteinander austauscht und sich auch was abguckt.

Also durchaus abgucken und gute Ideen klauen ist erlaubt, ist legitim.

Interdisziplinarität.

Man kann es auch so sagen, das klingt dann etwas vornehmer.

Aber wichtig ist, dass eben bestimmte Dinge, die erprobt worden sind, also wie bei uns das Quartiersmanagement oder der Stadtteilladen oder die kirchlichen Institutionen oder dann gibt es den Club der Nachdenklichen.

Also alle so kleine, aber nicht kleine bitte richtig jetzt zu verstehen, Initiativen, die zeigen, dass der Stadtteil lebt.

Da beteiligen sich nicht 40.000 Leute, aber da beteiligen sich eben einige und die bringen dann auch wie Zeitungen raus, Stadtteilzeitungen oder dann gibt es ein reges kulturelles Leben oder dann gibt es Kulturfestivals und solche Initiativen.

Und das steht dann in der Zeitung.

Und dieses, ich schaue jetzt hier hin, Grünass heißt das, das ist diese grüner Zeitung.

Möglicherweise gibt es das auch in anderen Großwohnsiedlungen.

Erscheint regelmäßig, ist kostenlos und das lesen natürlich die Leute.

Und da erfahren sie, was abgeht in ihrem Umfeld.

Und damit entwickeln sie auch so eine Identität ihrem Stadtteil gegenüber.

Haben Sie Zahlen darüber, wie viele Menschen sich beteiligen?

Gibt es da so etwas wie eine feste Größe, die sich immer beteiligt?

Kann ich nicht sagen.

Also solche Zahlen habe ich nicht.

Aber es ist natürlich so, dass es immer wieder aktive Bürger gibt.

Die trifft man dann auch häufig.

Also wenn wir uns dann auch mal wieder da so sehen lassen und auch die eine oder andere Veranstaltung besuchen.

Also dann hat man schon bestimmte Gesichter, wo man weiß, oh, die hast du schon mal gesehen.

Oder beispielsweise gibt es eine lokale Agenda-Gruppe, Grünau.

Also verschiedene Initiativen.

Und das ist so wie mit diesem ehrenamtlichen Engagement.

Es muss immer wieder neu ermutigt werden, dass sich Leute engagieren, dass sie mitmachen.

Und am spannendsten und am größten wird der Zulauf immer dann, wenn die Leute unmittelbar eine Betroffenheit verspüren.

Also es gab hier vor einiger Zeit eine Diskussion hinsichtlich der Einrichtung von Heimen für Asylbewerber, Ausländer, in verschiedenen Stadtteilen.

Die waren in einem Gebiet konzentriert und das musste aufgelöst werden aufgrund nicht mehr zumutbarer Bedingungen.

Und da wurde versucht, das verschiedene Gebiete in der Stadt aufzuteilen.

Und auch ein Blog in Grünau wurde dafür vorgesehen.

Oder wurde darüber diskutiert.

Da gab es dann entsprechende öffentliche Veranstaltungen.

Also die Bewohner wurden informiert darüber.

Und man lud ein zum Austausch über diesen Sachverhalt.

Und da hat das eigentlich gereicht.

Ja, da dürfte Remi Demi gewesen sein.

Also da kamen dann sehr viele und haben natürlich erst mal Cedro und Morzio geschrien.

Ja, wieso denn hierher?

Und so weiter und so fort.

Ohne erst mal zu fragen, wer das denn ist, warum und so weiter.

Das ist ja der Klassiker.

Genau.

Da kommt was Fremdes.

Genau, genau.

Und da hat man erst mal Angst und das war erst mal ganz furchtbar.

Und das wollen wir hier nicht und so weiter und so fort.

Also das meine ich mit Betroffenheit.

Wenn irgendwie so eine negative Betroffenheit vermeintlich im Anflug ist, dann muss man sich dagegen wehren.

Und dann hat man plötzlich ganz laute Stimmen.

Ja, es gibt aber natürlich auch sehr schöne, also andere Situationen, also wenn Kulturfeste sind oder so Sommerfest und so, dann kommen natürlich viele junge Menschen mit ihren Kindern dorthin und das wird dann immer sehr, sehr gerne angenommen.

Sie haben in der DDR angefangen, Sozialwissenschaften zu betreiben und betreiben sie jetzt immer noch.

Ja.

Gab es da einen Unterschied?

Also gibt es einen Unterschied, in der Art und Weise, wie da geforscht wird, was beforscht wird?

Unterschiede dahingehend, dass man erst mal ein gutes methodisches Arsenal braucht, gab es nicht.

Klar.

Ja, was heißt klar?

Also wir haben, so klar ist das manchem Kollegen, der mir so eine Frage stellt, nicht.

Ich hätte jetzt eher gedacht, dass vielleicht in der DDR ein anderes Interesse, also das Erkenntnisinteresse ein anderes gewesen wäre, als jetzt unter BRD-Bedingungen.

Von der Thematik her meinen Sie jetzt?

Zum Beispiel.

Selbstverständlich.

Aber das Erkenntnisinteresse kann man so nicht differenzieren.

Also es gibt ja ganz unterschiedliche Gebiete, Felder, auf denen man forschen kann.

Ich kann jetzt nur für mein Feld forschen, für mein Feld sprechen.

Und ich sagte Ihnen ja, als wir damals...

Also ich könnte mir beispielsweise vorstellen, dass in der DDR dann irgendwie die sozialistische Idee über allem schwebt und hier schwebt halt die kapitalistische Verwertungslogik über allem.

So was meine ich mit Unterschieden.

Naja, das ist so, Entschuldigung, wenn ich das sage, ein bisschen plakativ.

Absolut, absolut.

Ich bin Medienmensch.

Wir können ja nur plakativ sein.

Vom Nichtkenner kommt und jetzt fehlt noch, das ist ja dann alles nur so unter Marxismus-Leninismus verkauft worden.

Nee, also ganz so doof bin ich nicht.

Das habe ich nicht gesagt.

Nee, der Punkt ist ja der, was ist Soziologie?

Soziologie befasst sich ja mit den Verhaltensweisen, mit den Denkmustern, mit den Urteilen, Bewertungen von unterschiedlichen sozial zu definierenden Gruppen.

So, und das kann ich nicht machen, indem ich einfach nur von oben auf etwas gucke oder mein Papier lese oder ein Parteiprogramm lese, sondern ich muss an die Leute ran und sie fragen.

Und das ist im Ost wie West, Nord und Süd das Gleiche.

Das heißt also, wir haben genauso, so wie heute oder wie Kollegen an westdeutschen Universitäten, unseren Fragebogen konstruiert und haben dann Interviews durchgeführt oder andere Methoden angewendet, Beobachtungen, Fokusgruppen, Tiefeninterviews und so weiter.

Das sind natürlich die Menschen, mit denen Sie gesprochen haben, möglicherweise andere waren.

Also ein Parteifunktionär ist ein anderer Interviewpartner oder ein anderer Experte, im akademischen Sinne, als jemand, der an einer westdeutschen Stadtverwaltungseinheit arbeitet.

Das liegt in der Natur der Sache.

Aber rein vom Vorgehen her, also vom methodischen Vorgehen her.

Das heißt, es gibt keine sozialistische Soziologie und eine kapitalistische Soziologie?

Nein, würde ich erstmal so sagen, wenn man das als eine Fachdisziplin definiert.

Naja, eine Fachdisziplin in dem Sinne, welche Ursprünge hat es?

Also Max Weber, Tönnies und so weiter.

Was sind Simmel ganz massiv?

Das ist natürlich der Gottvater der Stadtsoziologen.

Und man hat diese Ursprünge.

Chicagoer Schule ganz massiv.

Das haben wir natürlich auch in der DDR während meines Studiums gelernt.

Also die Grundlage waren übrigens in der Chicagoer Schule.

Die ersten stadtsoziologisch Arbeitenden, das waren Journalisten, die diesen investigativen Journalismus betrieben haben.

Also genau hingeschaut haben, warum in Chicago, damals deshalb Chicagoer Schule, so viele soziale Konflikte sich ballten.

Haben Sie es herausgefunden?

Ja, na klar.

Zuwanderung, ja.

Dann Anfang 20.

Jahrhundert, Ende 19.

Jahrhundert sind ja viele Auswanderer dorthin und sind dort auch angekommen gerade unter die großen Schlachthöfe.

Arbeiter unterschiedlichster Gruppen, die zusammengekommen sind.

Dann Probleme hinsichtlich Wohnungen.

Dann auch Ausdifferenzierung, reiche Arme.

Dann die Proteste.

Also das war dieser investigative Journalismus, der da genauer hingeschaut hat und gefragt hat, warum ist das so?

Warum sind so viele Spannungen und Konflikte und so weiter?

Welche Gangs bilden sich und wie ist der Überlebenskampf?

Das ist damals Ausgang gewesen an Chicagoer Schule.

Louis Wirth.

Haben damals auch bei Simmel studiert.

Simmel ist dann noch nach Amerika gegangen, Nazi-Zeit und so weiter.

Also da gibt es so interessante historische Entwicklungen.

Ja, also das ist das eine, ich sagte die Methodik.

Das andere ist die Historie.

Und das dritte sind die Forschungsschwerpunkte.

Und der eine interessiert sich für Stadtsoziologie, der andere interessiert sich für Kriminalsoziologie, der andere für Industriesoziologie, der andere für Berufssoziologie.

Es gibt da ganz unterschiedliche Felder.

Weil letztendlich wollen halt alle wissen, warum leben die Menschen so zusammen, wie sie zusammen leben.

Genau, genau.

Warum verhalten sie sich so nicht anders?

Und wo ist die berühmte Stellschraube, die man einfach umlegen kann?

Oder der Schalter, damit die Menschen bitte schön sich genau so verhalten, wie ich das gerne möchte.

Und den gibt es nicht.

So, diesen Schalter gibt es nicht.

Verdammt.

Genau.

Und ich kann aber dann mit meinen Untersuchungen als Soziologe begründen, warum das nicht so funktioniert.

Und ich kann aber sagen, ja, aber wenn diese oder jene Einflussfaktoren berücksichtigt werden, dann ist zu erwarten, dass eine Entwicklung sich stärker in die eine Richtung vollzieht oder in die andere.

Das kann ich machen.

Echt?

Aber es ist im Zweifelsfall auch dünnes Eis, oder?

Natürlich.

Also wenn es schief geht, sind sie erledigt?

Ach nein, natürlich nicht.

Ist man nicht erledigt.

Abtabisch hat es gesagt.

Das stellen Sie sich mal vor, wie die armen Politiker, die sagen, jetzt gehen wir in die Richtung, jetzt entscheiden wir das und das.

Und dann passiert es doch nicht.

Die werden dann abgesetzt.

Ja, das haben wir ja alle nase lang.

Die kennen das ja schon.

Nee, manchmal wünscht man sich, dass etwas mehr von den Erkenntnissen, die vorliegen, ganz gleich von wem die sind, auch in der Entscheidungspraxis mit eingebunden werden.

Ist das der frustrierende Teil Ihrer Arbeit?

Was heißt frustrierend?

Ja, man wünscht sich schon, dass das eine oder andere da mehr noch Berücksichtigung findet.

Auf der anderen Seite, ich würde es eher positiv wenden, wenn man dann sieht, dass man gute Kontakte aufgebaut hat im Laufe seines Berufslebens.

Das ist natürlich was anderes, wenn ich anfangs, wenn ich Newcomer bin, als wenn ich schon 30 Jahre im Geschäft bin.

Und da muss ich natürlich mir zwischenzeitlich meine stabilen Kontakte aufgebaut haben, wenn ich denn empirisch arbeiten will, auch nicht theoretisch.

Und wenn ich das nicht geschafft habe, dann habe ich was falsch gemacht.

Da muss ich dann eben nicht gehen.

Aber da brauche ich niemanden anderen zu beschimpfen oder verantwortlich zu machen, sondern das ist dann meine eigene Schwäche.

Aber ich habe hier eine ganze Reihe von guten Kontakten, werde eingeladen und

werde angehört.

Da kann ich da eher weniger beklagen.

Sie sitzen ja auch hier, wollen wir etwas hören.

Ja, aber ich bin die PR-Abteilung.

Ja, naja.

Sie hätten sich auch jeden anderen aussuchen können.

Ihre Kollegin sagte eben, hier arbeiten ja viel zu wenig Soziologen.

Was muss ich machen als Soziologennachwuchs, um dann tatsächlich auch so tolle Forschung zu betreiben, wie Sie gerade betreiben?

Ja, ich würde jedem Soziologiestudenten raten, während seines Studiums so viele Praktika wie möglich zu machen.

Also hierher zu kommen oder in andere Institute zu gehen oder auch in andere Unternehmen zu gehen und sich die reale Welt anzuschauen.

Wir beobachten, dass viel zu viele Ausbildungsgänge an den Universitäten zu theoretisch ausgerichtet sind.

Und das sagen uns auch die Studenten, die hierher kommen.

Die sagen, das ist ja toll, was ihr hier so macht.

Dürfen wir da nicht entweder ein Praktikum machen oder als Hiwi arbeiten.

Und dann anschließend könnt ihr uns nicht betreuen in der Abschlussarbeit, Masterarbeit, Bachelorarbeit.

Und das können wir zu einem gewissen Teil machen.

Wir haben auch ständig junge Leute hier.

Aber natürlich entsprechend der Kapazitäten.

Und darüber hinaus lehre ich ja auch an der Universität und bringe den Studenten dann hoffentlich unsere Forschungsarbeit nahe.

Und vor allen Dingen eben auch die Anforderungen, die erfüllt werden müssen, um hier bestehen zu können.

Also das ist hier kein Sanatorium oder Wohlfühlbecken.

Dieses Institut hier im Rahmen von Helmholtz erwartet sehr, sehr hochwertige wissenschaftliche Arbeit.

Das heißt, wir müssen hochwertige Papiere verfassen.

Einerseits im akademischen Zirkel.

Sogenannte Easy Paper.

Also die hochrangig in hochrangigen, in der Regel englischsprachigen Zeitschriften erscheinen und dann zitiert werden.

Und danach werden wir auch evaluiert.

Wird unsere Arbeit dann auch hier bewertet.

Und das hat dann wieder zur Konsequenz, dass wir entsprechende weitere Forschungsressourcen bekommen oder eben auch nicht, wenn wir die Erwartungen nicht erfüllen.

Also es ist nicht zum Ausruhen, sondern man muss ständig auf der aktuellen Seite der Forschung, der internationalen Forschung auch sein.

Man muss im Team arbeiten können.

Zu meinem Department gehören 25 Mitarbeiter.

Und das sind bei Weitem alles nicht nur Soziologen, obwohl unser Department statt in Umweltsoziologie heißt.

Wir haben hier auch Politikwissenschaftler, Kulturwissenschaftler, Stadtplaner, Umweltsoziologen, Stadtsoziologen, Geografen.

Aber alle Leute, die mit einem starken soziologischen Blick versehen sind und bereit sind und in der Lage sind, auch sich zu öffnen.

Und das ist eben das, was ich auch einem jungen Menschen, der sich für so eine Art von Tätigkeit interessiert, mit auf den Weg geben möchte, dass man einerseits in seiner Disziplin sehr exzellent sein muss.

Also ich sagte ja schon von der Historie her, Geschichte der Disziplin, die Methodik der Disziplin, theoretische Zusammenhänge gut kennen muss, das gut einordnen muss, für komparative Forschung aufgeschlossen sein muss, also für vergleichende Forschungsprojekte.

Und aber eben auch neben dieser fachlichen Exzellenz offen sein muss zu anderen Disziplinen, die ähnlich gelagert sind.

Ich nannte die verschiedenen, die hier mit eingebunden sind.

Aber auf der anderen Seite eben auch, wo so Möglichkeiten existieren, gerade wie hier in unserem Haus, und das ist eben hier besonders herauszustellen, dass man auch die Möglichkeit hat, mit Leuten zusammenzuarbeiten, die vermeintlich

nichts mit Soziologie zu tun haben.

Zum Beispiel mathematische Modellierung oder Leute, die eben mit Grundwasser oder Abwasser sich beschäftigen.

Bauingeure.

Ja, Bauingeure haben wir hier nicht, aber wir haben Biologen zum Beispiel, die sich mit Biodiversitätsforschung beschäftigen und auch urbanes Grün beforschen.

Also Grünstrukturen in der Stadt.

Also unterschiedliche, vermeintlich ganz ferne Disziplinen, die aber dann durchaus auch Forschungsorte entdecken, die im städtischen Bereich liegen.

Und dann kommt man wieder zusammen und kann dann austauschen und gemeinsam diskutieren.

Und das ist das Spannende an der Geschichte und unterscheidet uns als Forschungszentrum mit Sicherheit von eben der sehr stark disziplinär ausgerichteten universitären Forschung.

Haben Sie eigentlich ein Nachwuchsproblem oder können Sie sich vor Bewerbern hier nicht retten?

Er hat zweiteres.

Er hat zweiteres.

Er hat zweiteres.

Es ist ja auch so, dass wir hier, ich sagte ja, wir bilden Studenten aus.

Aber wir haben auch die Möglichkeit, eine ganze Reihe von Doktoranden auszubilden.

Es gibt hier eine Graduiertenschule, High Grade heißt sie, da wurden Stipendien vergeben.

Und dann gibt es eine ganze Reihe von Drittmittelprojekten, die wir hier einwerben.

Also etwa die Hälfte meiner Mitarbeiter sind haushaltsfinanziert und die andere Hälfte wird durch sogenannte Drittmittel finanziert.

Das heißt, das sind zusätzliche Projekte, die man einwerben kann im Wettbewerb, im sehr harten Wettbewerb, zum Beispiel auf EU-Ebene.

Da gibt es also EU-Forschungsprogramme, da muss man sich bewerben.

Und wenn man Glück hat, bekommt man ein Projekt.

Und wir sind da doch recht erfolgreich.

Es gibt auch andere Möglichkeiten, Volkswagen Stiftung zum Beispiel.

Und dann haben wir eine Reihe von jungen Leuten hier, etwa vier Stück, die haben ein Stipendium eingeworben.

Böll Stiftung, Böckler Stiftung, so etwas.

Und die kommen dann auch hierher oder vorher erkundigen sie sich schon.

Ich würde das Geld gern bei euch verprassen.

Genau so ist das.

Das sind dann solche Karrieren von Leuten, die haben bei uns Hiwi gemacht und haben dann hier ihre Qualifizierungsarbeit geschrieben und möchten dann gerne bleiben.

Und dann sagen wir, naja, also wenn es jetzt nicht mit einem Drittmittelprojekt klappt, versuch doch mal über eine Stiftung oder Deutsche Bundesstiftung Umwelt natürlich.

Liegt ja nahe hier, Umweltforschung.

Und dann wird gemeinsam aus unserem Projektzusammenhang ein Thema entwickelt.

Und die jungen Leute bewerben sich dann und bekommen dann so eine drei Jahre Finanzierung, halbe Stelle, Stipendium und können dann mit uns hier gemeinsam arbeiten und forschen und werden von uns dann betreut und werden dann an einer Universität ihrer Wahl promoviert.

Die jungen Leute, die jetzt nicht hierher kommen, wo sollen die hin, wenn sie auf die Bundesrepublik gucken, so von oben?

Wohin sollten junge Leute gehen?

Wo liegt die Zukunft dieses Landes?

Die Soziologie studiert haben oder generell?

Das war jetzt der Versuch, hier eine tolle Überleitung nochmal zu machen.

Wo sollten die hin gehen?

Wo würden Sie ein Haus bauen und wo würden Sie kein Haus bauen?

Wo würde ich ein Haus bauen?

Das ist wirklich eine schwere Frage.

Also ich bin hier in dieser Gegend geboren und aufgewachsen.

Ich war natürlich viel im Ausland, klar.

Also auch weit über einen großen Teich.

Nach Süden und nach Westen.

Aber ich würde immer wieder hierher zurückkehren. weil ich meine, dass dieser Raum, in dem wir uns gerade hier befinden, ein hochspannender ist.

Und in vieler Hinsicht einer ist, der so eine Art Vorreiterrolle hat.

Denn das, was wir hier erleben, bei allen häufig mit negativen Vorzeichen versehenen.

Wenn Sie Raum sagen, wie groß ist denn nur Leipzig oder mit Dresden, mit Halle?

Na, Mitteldeutschland.

Der mitteldeutsche Raum.

Was wir hier beobachten, ist eine Entwicklung, die zeitversetzt mit Sicherheit in vielen anderen Regionen Europas auch einsetzen wird.

Und zum Teil schon in Ansätzen erkennbar ist.

Und da kommen wir jetzt wieder auf diese demografischen Prozesse zu sprechen.

Also Bevölkerungsschwund, Alterung, neue Haushaltsstrukturen,

Wanderungsprozesse.

Finden Sie von Portugal bis Moldawien überall.

Ganz massiv.

Das finden Sie in Japan, in Südkorea.

Und finden Sie auch in Ansätzen jetzt schon in China.

Wenn sich dann die Konsequenzen der Einkindehe zeigen werden.

Da wird sich vieles tun.

Und das, was wir hier jetzt erproben, natürlich auch mit vielen Missgeschicken und mit vielen Fehlern und vielen auch nicht so guten Entwicklungen.

Das ist aber ein Experimentierfeld.

Und es lohnt sich da genau hinzuschauen, was wir machen und wie wir es machen und was man daraus lernen muss.

Welche Potenziale vorhanden sind und welche Entwicklungen davon abgeleitet werden können.

Was wollten Sie eigentlich werden, als Sie klein waren?

Da wollte ich Stewardess werden.

Ach.

Das kann ich Ihnen genau sagen.

Weil ich immer gedacht habe, ja, dann kannst du dann in eine große weite Welt

fliegen.

Haben Sie es versucht?

Das zu werden?

Ja.

Nein.

Aber ich wollte dann zu DDR-Zeiten Außenwirtschaft studieren.

Außenhandel.

Und das hat aber nicht geklappt.

Und weil damals die Studienplätze sehr begrenzt waren von der Anzahl her.

Man konnte sich ja nicht einfach so frei bewerben.

Und das wäre dann auch mit bestimmten politischen Bekenntnissen verbunden gewesen.

Wie in Treue.

Ja.

Ich bekam damals, dann habe ich mich für Volkswirtschaft interessiert.

Ich habe in Halle studiert an der Martin-Luther-Universität.

Und da bekam ich ein Angebot von der Universität, ein Schreiben, ob ich nicht Soziologie studieren möchte.

Und zum damaligen Zeitpunkt, muss ich gestehen, wusste ich nicht, was Soziologie ist.

Da habe ich mich erst mal befragt.

Bei guten Bekannten, Lehrer und so weiter.

Und da haben mir alle zugeraten.

Wie soll er das machen?

Das ist was Spannendes, was Neues.

Und im Westen wird das sehr viel ausgebildet damals.

Diese Zeiten der sozialliberalen Koalition.

Da wurden ja sehr viele Universitätsneugründungen und die sozialwissenschaftlichen Perspektiven da sehr entwickelt.

Ja, und dann habe ich mich also dazu entschlossen, das in Halle zu studieren.

Und zwar auf der Basis der Volkswirtschaft.

Also ich bin eigentlich Ökonom von der Ausbildung her und habe dann Soziologie studiert.

Und man muss damals wissen, zu der damaligen Zeit war das Soziologiestudium eines, was in der DDR nur sehr begrenzt überhaupt angeboten wurde.

Da gab es nur eine Gruppe, eine Studentengruppe, etwa 20 Leute, 25 Leute in Halle.

Und eine in Leipzig, auch in der gleichen Größenordnung.

Und die bildeten immer alternierend aus.

In Leipzig wurde das im Zusammenhang mit Philosophie, also noch stärker dieser philosophischen Fragestellungen, untersetzt angeboten.

In der gleichen Anzahl der Studenten.

Das war alles sozusagen wie so eine kleine Eliteausbildung, ja, 25 Leute.

Und alternierend ein Jahr Leipzig und ein Jahr Halle.

Und Halle auf der Basis von Volkswirtschaft, also Ökonomie.

Und dann jedes Jahr wurde noch an der Humboldt-Universität eine Gruppe ausgebildet.

Und dann können Sie sich vorstellen, so Ende der 70er Jahre, Anfang der 80er Jahre, die Leute, die dann Soziologie studiert haben, die kannte man, beziehungsweise die, die dann im akademischen Feld blieben.

Und dann erst recht noch die, die stadtsoziologisch arbeiteten.

Da gab es dann Leute in Leipzig, Leute in Berlin.

Einige an der Hochschule für Architektur und Bauwesen, Bauhaus Universität Weimar.

Und es gab noch einige wenige in Rostock.

Dort gab es auch so ein kleines Soziologieinstitut, die aber selber nicht ausbildeten, aber Forschung machten.

Ja, und das waren vielleicht 20 Leute in der ganzen DDR.

Und die kannten sich dann.

Und das war dann so ein eingeschworener Kreis.

Und dann gab es noch welche natürlich an der Akademie in Berlin.

Die waren dann mehr so staatsnah.

Ja, das war schon eine interessante Zeit, wenn man so reflektiert darüber in der Vergangenheit.

Wo hat es Forschung mehr Spaß gemacht?

In der DDR oder in der BRD?

Oder macht es noch mehr Spaß?

Naja, ich habe ja nicht so lange in der DDR geforscht.

Also das hängt einfach am Alter. mehr Spaß im Sinne von Freiheit, dass man im Grunde alles beforschen kann.

Und keiner mehr sagt, das darfst du und das darfst du nicht beforschen.

Das ist natürlich jetzt hier völlig klar.

Aber im Sinne der Herausforderung und des Durchsetzens und des Kämpfens und des Nischenentdeckens und des Umgehens von irgendwelchen Restriktionen.

Das war schon auch zu DDR-Zeiten nicht schlecht.

Also DDR war das größere Abenteuer?

Vielleicht das größere Abenteuer.

Es gibt heute andere Restriktionen als damals.

Damals war das viel mehr politisch untersetzt.

Und natürlich gab es auch bestimmte Schranken.

Und die Publikationsmöglichkeiten waren ausgesprochen restringiert.

Also das war furchtbar.

Ich hatte mich damals unter anderem mit Fragestellungen beschäftigt, der bergbaubedingten Zwangsmigration.

Das Wort durfte ich gar nicht in den Mund nehmen.

Zwangsmigration?

Ja, ja.

So die Zwangsumsiedlung.

Weil Sie wissen ja hier im Südraum und Nordraum von Leipzig gibt es ja große Tagebaugebiete.

Ich komme aus einer Region ja selber.

Ja, in Karzweiler.

Ja, in Karzweiler.

Und das Gebiet gibt es in Mitteldeutschland und in der Lausitz.

Und ich hatte mich damals als junge Assistentin, wir sollten uns mit Industrie-Fragestellungen und Schichtbetrieb und so weiter beschäftigen.

Industrie-soziologische Untersuchungen machen.

Und da in einem großen Betrieb, der neu entstanden ist, durch die Japaner gebaut worden ist.

Und der Teile, Ersatzteile herstellte für Tagebaugroßgeräte, für Bagger und sowas.

Und wir kamen dorthin und sprachen mit den Leuten und stellten sich heraus, dass weder das Schichtbetrieb noch das Arbeitsumfeld, für die das große Problem war, sondern das große Problem war, dass sie zwangsweise ihren Wohnort verlassen mussten.

Weil dort, wo sie gewohnt haben, also hier Mitteldeutschland ist ja ein sehr dicht besiedeltes Gebiet, der Tagebaufortschritt an der Tagesordnung war.

Also die Tagebauer immer sich mehr erweiterten und Orte umgesiedelt werden mussten.

Also sprich Karzweiler.

Ja, und die Entschädigung war nicht gut und die Alternativen waren eben vom Dorf in die Plattenbausiedlung.

Und das waren massive soziale Probleme und mit denen habe ich mich beschäftigt, weil ich das ganz spannend fand.

Und da war ich bestimmt eine der wenigen in der ganzen DDR, die konnte ich dann drei Fingern abzählen.

Aber da sucht man dann auch Leute, so Verbündete, und versucht auch Leute zu finden, die auch in den Entscheidungsgremien durchaus ähnlich dachten wie man selbst.

Also da muss man immer wissen, du bist Anfang 30, da willst du die Welt verändern, ganz gleich wo du bist.

Und du findest dann auch Leute, die mit dir sprechen, so wie wir beide uns jetzt unterhalten.

Obwohl sie dann auch an Entscheidungsstelle standen und sagten, wir müssen hier so eine Entscheidung treffen.

Und meine Güte, wie können wir das denn machen?

Ja, gut.

Wie haben Sie das dann genannt, wenn Sie es nicht Zwangsmigration nennen durften?

Na, Zwang gab es nicht.

Das war dann bergbarbedingte Umsiedlungen.

Aber ich habe es natürlich etikettiert.

Ich habe da einen Vortrag gehalten auf einer internationalen Konferenz in Rostock damals.

Und das weiß ich noch wie heute, ich glaube das war 1988.

Und als Junge, wie gesagt, ganz kleine junge Assistentin, so naiv auch noch ein bisschen.

Und dann kam dann in der Pause jemand zu mir und sagte, ach, das ist ja spannend, aber das darfst du nicht so nennen.

Also dass man dann immer seine eigene Nische gesucht hat, wie man es dann nennt, das Kind.

Gibt es das heute noch?

Dürfen Sie bestimmte Sachen heute auch nicht in den Mund nehmen?

Nein, das gibt es heute nicht.

Glaube ich nicht.

Heute ist eher ein ganz anderes Problem.

Man ist ja nun auch nicht so frei in der Wissenschaft dahingehend, dass ich nun hier tun und lassen kann, was ich will.

Ich bin ja in einem Forschungsprogramm eingebunden.

Ich bin in einem Zentrum, das sich mit Umweltforschung beschäftigt.

Also ich muss dann immer auch erklären, wie meine sozialwissenschaftliche Stadtforschung einen starken Umweltbezug hat.

Sonst muss ich mir sagen lassen, ja, da kann ich ja ans DIFU gehen oder an andere Stadtforschungsinstitute.

Ich bin hier in einem Umweltforschungszentrum.

Also insofern gibt es hier viel Freiheit und einen Rahmen, aber in den muss ich mich einbauen.

Und das ist aber legitim.

Sigrun Kabisch, vielen Dank.

Gerne.

Gerne.

(Musik)